

Berthaburg in Livland.

Erzählung

von

A. K.



Riga, 1887.

Druck von L. Weyde, Palaisstraße Nr. 2.

Дозволено цензурою. Рига, 16-го Октябрі 1887 года.

Печатано въ типографіи Леопольда Вейде.

I.

Mit krystallklarem Wasser Spiegel breitet sich hoch auf einem Plateau ein mächtiger See aus, dessen erhöhte Ufer zum Theil mit Waldungen und mit reichen Landgütern besetzt sind. Das hervorragendste derselben ist ohne Zweifel das am Südufer gelegene Gut: Herthaburg. Freilich, seine isolirte Lage und die Entfernung von der großen Verkehrsader der übrigen Provinz bedingen es, daß sich nur selten ein Wanderer nach diesem abgeschiedenen, aber höchst sehenswerthen Gebiete verirrt. Und doch! Welches Vergnügen müßte dem Touristen der Anblick des hart an der weiten, tiefblauen Wasserfläche erbauten Schlosses und des sich am Seeufer hinziehenden romantischen Parkes gewähren! Derselbe ist reizvoll, trotz seiner jetzigen Verwilderung. Der Zahn der Zeit nagt an den Monumenten, den zahlreichen Tempeln und phantastischen Brücken, auch die Büsten schöner griechischer Göttinnen, die die Saine schmücken, sind nicht unverfehrt geblieben.

Ein Schleier melancholischer Vergessenheit liegt auf dem früher wohlgepflegten blühend-schönen Parke und den verfallenen Kunstgegenständen, nur die Natur ist dieselbe geblieben; wie vor Jahrhunderten rauschen die Wellen des Herthaburg'schen Sees, bespülen die herrlichen bewaldeten Ufer und umfluthen mit ihren Wogen die große, die Mitte des Sees einnehmende Insel.

Sehr interessant ist ein Besuch auf derselben. Die Insel trägt die Ruinen eines gewaltigen Schlosses,

die langen Mauern und mächtigen Thürme zeigen noch jetzt, welch' eine stattliche Burg sich dort erhoben.

Auch hier hat die Zeit ihre zerstörende Hand im Spiel, die Mauern zerbröckeln, Stein auf Stein stürzt polternd in die Tiefe, Strauch und Gestrüpp sprengt die Quadern des Unterbaues, aber malerisch hebt sich das leuchtende Grün von den rothen Mauern ab.

Der Zauber ereignißvoller Vergangenheit umweht die Ruine. Einst hausten hier Ritter vom deutschen Orden; die Burg war ihnen ein fester Stützpunkt für ihre Züge gegen die Moskowiter und ein sicherer Zufluchtsort gegen deren Angriffe. Kultur und deutsche Sitte eroberten sich von der Burg aus einen immer weiteren Umkreis und das Licht des Christenthums begann leise seine ersten Strahlen in die Hütten der rohen Bevölkerung zu senden. Im Laufe der Jahre zeigten sich die Folgen der unermüdlichen Thätigkeit der westlichen Einwanderer.

Wo früher Sümpfe und Wälder die unwirthliche Gegend Niemandem begehrenswerth gemacht, da hausten jetzt die Nachkommen jener ritterlichen Ordensbrüder auf ihren stattlichen Burgen, umgeben von blühenden Landschaften.

Stolz wie zuvor krönten die hohen Zinnen des Ordenschlosses die aus den Gewässern emporragende Insel und an den Ufern hatte sich eine arbeitssame Bevölkerung manch' reizenden Wohnsitz geschaffen.

Nun aber war das Land eine lockende Beute mächtiger Nachbarn. Der Krieg verwüstete die lieblichen jungen Fluren, die Kornfelder waren zerstampft, die Gehöfte rauchten. — Das stolze Inselchloß sah seinem Untergang entgegen.

Belagert, vom Hunger gequält, beschloß der Kommandant der Besatzung, sich und die Seinen unter

den stürzenden Mauern der Burg zu begraben. Freiwilliger Heldentod erschien ihm ruhmvoller und minder schrecklich als das harte Loos eines Kriegsgefangenen.

Mit brennender Lunte stieg der Tapfere hinab in die hochgewölbten Keller des Pulverthurmes. Die Mauern frachten, die Thürme stürzten, den Belagerern die That todesmuthiger Verzweiflung verkündend.

Aber seltsam! Mitten aus den Gesteinsmassen, aus dem wüsten Durcheinander der Trümmer ragt noch heute unversehrt ein Pfeiler empor, mit einem rothen Kreuz versehen.

Eine düstere Sage schließt sich daran. Der Grundstein zum Schlosse war gelegt, man begann die Mauern aufzuführen, aber es war wie ein Verhängniß: in der Nacht stürzte ein, was man tagsüber geschaffen und fast schien es, als solle der so stolz begonnene Bau des Ordenschlosses nie seine Vollendung erreichen.

Man müsse den Unterirdischen ein Opfer weihen, ein Kind müsse lebend in das Gestein eingeschlossen werden, das würde — so hieß es — die unheimlichen Gewalten versöhnen.

Eine Schaar junger Mädchen wurde auf der Insel versammelt und welche sich freiwillig erbieten würde, die Schlüssel der Burg zu bewahren, die sollte es sein. Da trat Hertha, die Tochter des Baumeisters, an den Vater heran und bat mit lieblicher Stimme um die Schlüssel: sie wolle die Hüterin der Burg sein.

Dem Vater wurde es dunkel vor den Augen, als sein Töchterchen ergriffen wurde und die rasch aufgerichtete Mauer das Flehen des unglücklichen Kindes erstickte.

Das Schloß wuchs in die Höhe, kein Unfall hemmte mehr das stolze Werk, nach seiner Hüterin wurde es „Herthaburg“ benannt und noch heute berichtet der Fischer dem Fremden, wenn er diesen zu den Ueberresten des Insel Schlosses hinübrudert, von der Herthasage.

II.

Gerade gegenüber der malerischen, leider jedoch mehr und mehr verfallenden Ruine der alten Herthaburg liegt das oben erwähnte neue Schloß.

Baron Arnold FERIA ist der Gründer desselben, auch der Park und die geschmackvollen Anlagen in der nächsten Umgebung des Schlosses verdanken dem Baron ihre Entstehung.

Seit langen Zeiten gehört Herthaburg dem Adelsgeschlecht der FERIA's, doch lebten früher die Gutsherren inmitten des Parkes in einem großen, roth angestrichenen Gebäude, das in seiner Anlage höchst einfach, mehr einem Landhause, als einem Schlosse ähnlich sieht.

Erst als Arnold, nachdem er das Gut von seinem Vater ererbt, nach Jahren des Junggesellenthums, sich in reiferem Mannesalter endlich zu einer Heirath entschloß, da zog er aus dem alten Parkgebäude an die Ufer des Sees, um seiner jungen Gemahlin ein poetisch-elegantes und zugleich trauliches Heim zu errichten.

Sonnenschein lag auf der reizenden Gegend von Herthaburg, als das junge Paar seinen Einzug hielt, Sonnenschein begleitete die folgenden Jahre.

Der Gutsherr war strahlend glücklich und auch die seelenvollen Augen in dem Antlitz seiner jungen Frau leuchteten in reinsten Herzensbefriedigung.

Im ersten Jahre ihrer Ehe wurde dem jungen Paare ein Knabe geboren und als einige Jahre später ein kleines Mädchen das Licht der Welt erblickte, da war die Freude der Eltern vollkommen.

Was für eine glückliche Familie ist doch unsere Gutsherrschaft!

So dachten die Herthaburg'schen, wenn sie im Parke das silberne Lachen der jungen Baronin hörten, die, an ihren Mann geschniegt, mit glänzenden Augen

dem Spiele ihrer beiden hübschen, lebhaften Kinder zusah.

So vergingen die Jahre, voll ungetrübter Bönne. Da ereignete sich ein schreckliches Unglück: Der Baron verunglückte auf einem Ritt und wurde todt in's Schloß getragen. — Als wären mit dem jähen Abschluß ihres Liebestraums auch die Bedingungen ihres Lebens zerrissen, begann die überaus zarte, schwächliche, junge Baronin, die eigentlich nur das Glück am Leben erhalten hatte, von jenem Unglückstage an zu kränkeln. Wider Willen und nur auf den Rath der Aerzte hin, vertauschte sie ihren nördlichen Wohnsitz mit einer am mittelländischen Meer gelegenen Villa, um jedoch nach kurzer Zeit schon in dem Parkmausoleum von Herthaburg an der Seite des geliebten Gemahls die ewige Ruhe zu finden.

Die blutjunge Baronesse Leokadie zog in ein entferntes adliges Fräuleinstift, während sich ihr um fünf Jahre älterer Bruder Henry auf die Universität zurückbegab. — So war das glänzende Schloß ganz verödet und nur die Wellen des Sees murmelten ihre schwermüthigen Lieder in der tiefen, das Schloß umgebenden Einsamkeit.

Vorüber! dachte der Herthaburg'sche Doktor, wenn ihn sein Weg des Abends dem Schlosse vorbei führte und der Mond in die offenen Hallen schaute, in denen er in angeregter Gesellschaft so manchen fröhlichen Abend verbracht hatte.

Nekt lag die ihm befreundete Gutsheerrschaft drüben in der Parkkapelle, deren Kuppeldach der Mond mit mystischem Schimmer umgab; freudlos verbrachte Baronesse Leokadie ihre zarte Jugend in dem einsamen Fräuleinstift, daß sie in ihrem namenlosen Schmerze selbst zum Aufenthaltsorte gewählt hatte, während — und das war das Traurigste — der junge Baron sich um die Verwaltung seines angestammten Gutes

nicht bekümmerte, sondern, als flotter Student auf der Universität lebend, mit der größten Sorglosigkeit Geld und Gut in so unsinniger Weise verschleuderte, als wäre der Reichthum der FERIA's unbegrenzt.

Dem gefühlvollen ARZTE traten die Thränen in die Augen und eine unsägliche Wehmuth erfaßte ihn. Was sollte werden?

III.

In der That, es war ein tolles Studentenleben, daß der junge GUTSHERR auf der Universität führte: geniale Streiche wurden verübt, unsinnige Wetten entriert, wobei der junge FERIA nicht allein Geld und Gut, sondern oft auch sein Leben auf's Spiel setzte.

Unter seinen Kameraden hieß er der tolle Baron.

In einer Weinlaune hatte HENRY einmal die tolle Aeußerung gemacht, daß er kein anderes Mädchen heirathen würde, als ein Fischermädchen vom neapolitanischen Meeresstrande.

Zu diesem Ausspruch war der junge Baron durch die Erzählung eines seiner Kameraden angeregt gewesen, der von einem wunderschönen Fischermädchen gesprochen, dem er in Neapel begegnet war.

Man lachte ringsum zu der Aeußerung des jungen FERIA. Er hat oft einen genialen Streich vollbracht, aber das führt er nicht aus. So hieß es.

Hätte man ihm nicht widersprochen, HENRY hätte ganz gewiß den Gedanken, flüchtig, wie er gekommen war, wieder fallen lassen, doch wenn man ihm widersprach oder an dem, was er sagte, zweifelte, so pflegte ihn das bis zur Excentricität zu reizen. Er wurde wüthend.

„Ich werde es wohl ausführen,“ rief er, „ich werde Euch zeigen, daß ich der Baron von FERIA bin.“

Er reiste ab, um jedoch völlig verwandelt wieder zurückzukehren.

Was war ihm begegnet? Niemand wußte es, denn Henry theilte sich Niemandem mit, er zog sich völlig zurück, als thäte die Gesellschaft der Menschen ihm weh, ihm, dem lustigen, grenzenlos freigebigen Herrn, der in den acht bis neun Jahren seines Universitätslebens nicht genug der Gesellschaft haben konnte.

In seiner selbst gewählten consequenten Abgeschiedenheit war der junge Baron auf dem besten Wege, tiefsinnig zu werden — da traf ein Brief von Leokadie ein.

In rührenden Ausdrücken beschwor die Baronesse den Bruder, nach Herthaburg zu ziehen, um daselbst als Landwirth zu leben.

Es ist der Ort unserer schwersten, aber zugleich theuersten Erinnerungen, so schrieb Leokadie, laß uns dorthin ziehen, Henry, und dort leben, wo wir unsere glückliche Kinderzeit verbrachten.

Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht auf Henry's undüsteres Gemüth. Wie schön und begehrenswerth erschien dem jungen Baron in diesem Augenblick ein Leben in Herthaburg mit Leokadie. Im Geiste sah er die oft bewunderten Augen seiner schönen jungen Schwester. — Kindheitserinnerungen stürmten auf ihn ein. Er erhob sich und wandelte in tiefer Bewegung durch die Zimmer seiner Wohnung.

Ich hätte schon lange nach Herthaburg gehen sollen, sagte er sich, aber das Leben nahm mich so in Anspruch, daß ich bis heute keine Zeit zum Nachdenken fand.

Meine Universitätszeit, sprach er weiter, ich habe sie in unverantwortlichem Leichtsinne verschleudert und verloren, neun Jahre meines Lebens!

Henry erbehte. Es war eine schlimme Zeit, jetzt gilt es umzukehren, noch ist es nicht zu spät!

Er blieb seinem Entschluß treu, schon die nächste Zeit sah den jungen Gutsheeren als thätigen Landwirth in Herthaburg, wo Leokadie bereits mit sehnsüchtiger Erwartung der Ankunft des Bruders entgegen sah.

IV.

Auf der steingetäfelten geräumigen Treppe von Schloß Herthaburg saßen die Geschwister am gemüthlichen Kaffeetisch.

Es war ein wundervoller Junimorgen. „Der erste schöne Sommertag!“ sagte Baronesse Leokadie und lehnte sich behaglich zurück. „Es ist nun schon der dritte Sommer, den wir zusammen in Herthaburg verbringen.“

Es kommt mir immer so vor, als wären Frühling und Sommer hier schöner, als an irgend einem anderen Ort der Welt: die Vögel singen hier lieblicher, die Sonne scheint goldiger und die Wellen des Herthaburg'schen Sees sind blauer und rauschender als sonst irgendwo.“

Henry lächelte. „Du bist nicht objektiv in der Beurtheilung der lieben Heimath.“

Uebrigens geht es mir ähnlich wie Dir, auch mein Herz hängt an diesem Fleck Erde und es ist mir eine angenehme Pflicht, meine Kräfte der Verwaltung unseres schönen Besitzthums zuzuwenden.“

„Ja, das thust Du, Henry. Keiner der Herren auf den umliegenden Gütern ist so vom Morgen bis zum Abend rastlos thätig wie Du. Wenn Du oft müde und matt in's Schloß zurückkehrst, dann wünschte ich: Du machtest es ebenso wie Otto Seefeldt in Lievenhof und überließeſt mehr Deinem Verwalter.“

„Er hat genug zu thun. Du vergißt, Leokadie, daß Herthaburg größer ist als die Nachbargüter und in Folge dessen mehr Arbeit erfordert. Daß Seefeldt in Lievenhof sich weniger um seine Wirthschaft kümmert,

hat übrigens seinen Grund darin, daß er durch seine Aemter als Kirchspielsrichter und Kirchenvorsteher häufig genöthigt ist, vom Hause zu sein; trotzdem aber ist gerade der Lievenhofs'sche Seefeldt sonst ein tüchtiger Landwirth und mir, dem Jüngeren, immer ein guter Rathgeber gewesen.

„Ach, Leokadie,“ fuhr Henry fort, „ich habe ein wahres Verlangen nach rastloser Thätigkeit gehabt, ich hatte ja so vieles Versäumte nachzuholen, so vieles gut zu machen.“

Er senkte leise. Leokadie erhob sich und strich ihm mit ihrer kleinen Hand über die Stirn.

„Diese Falte zwischen den Augenbrauen muß verschwinden, Henry! Sonst bin ich zufrieden mit Dir. Ich hatte Dich ja sieben volle Jahre nicht gesehen und konnte es Anfangs gar nicht begreifen, daß aus meinem blassen, schwächlichen Bruder, den ich — nebenbei gesagt — trotz seiner Heftigkeit sehr liebte, ein so wunder schöner Mann werden würde.

Henry schwieg zu dieser Schmeichelei.

„Ich war heftig,“ sagte er endlich, „fürchterlich heftig! mein Jähzorn hat mir manchen bösen Streich im Leben gespielt, doch hoffe ich, ihn abgelegt zu haben.“

Henry hatte recht in dem, was er sagte, nichts an ihm verrieth den aufbrausenden Studenten, im Gegentheil: er war in seinem Wesen von auffallender Ruhe.

Noch einmal näherte sich Leokadie ihm.

„Doch die Falte auf der Stirn,“ sagte sie bittend, „sie soll verschwinden! Du siehst oft so traurig aus, Henry, daß ich weinen muß.“

„Ach, laß das, Kind.“

Die Unterhaltung der beiden Geschwister wurde in diesem Augenblick durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der dem jungen Baron mehrere Briefe

präsentirte. Der eine zeigte den französischen Poststempel.

Henry erbrach das Couvert, ein leichtes Roth, das sich beim Lesen der Zeilen verdunkelte, überslog seine Stirn.

„Was schreibt die Gräfin?“ fragte Leokadie.

Henry stand auf und lehnte sich mit gekreuzten Armen an einen Treppenseiler.

„Du weißt,“ sagte er, „daß ich mich vor sieben Jahren mit der kleinen Cousine aus Paris verlobt hatte, als wir in den letzten Sommerferien vor dem Tode der Eltern in Herthaburg zusammentrafen.

Ich theilte es Dir damals mit, denn Du warst, obgleich viel jünger als ich, doch meine Vertraute.

Leokadie blickte aus ihren großen blauen Kinder-
augen verwundert auf den Bruder.

„Aber Dein Verlöbniß mit Madelon besteht ja schon seit mehreren Jahren nicht mehr, wie ich aus einem Deiner seltenen Briefe weiß, die Du mir nach B. schriebst!“

„Ja, es war gelöst, d. h. es ist kein Wort darüber gewechselt worden, es war ein Bruch, der sich in aller Stille wortlos vollzogen hatte. Nachdem meine erste Leidenschaft für Madelon vorübergerauscht war, kam es mir immer wieder zum Bewußtsein, daß ich sie eigentlich garnicht liebe. Wie leicht ertrug ich die Trennung von ihr, ja, ich sehnte mich nie nach ihr! Meine Antworten auf die leeren, grenzenlos oberflächlichen Briefe der Cousine wurden immer seltener und kühler. Endlich hörte der Briefwechsel ganz auf. Tante Virginie hat in all' der verflossenen Zeit nichts dazu gethan, mein Verlöbniß mit ihrer Tochter aufrecht zu erhalten, im Gegentheil: es schien der Bruch ihr recht zu sein. Wie kommt die Gräfin nun darauf, an mich zu schreiben, mir Vorwürfe zu machen wegen

meines langen Schweigens, der übergroßen Vernachlässigung, der ich mir meiner Braut gegenüber habe zu Schulden kommen lassen?“

Leofadie runzelte die Stirn.

„Die Gräfin besitzt keinen Stolz!“ rief sie unwillig aus.

„Sie ist eine intriguante Weltbame,“ sagte der Baron achselzuckend. „Erinnerst Du Dich der Antipathie, deren sich unsere sanfte verstorbene Mutter der Gräfin d'Arbigny gegenüber nicht erwehren konnte?“

Der Grund lag, abgesehen von ihrem ganz verschiedenen Naturell, besonders in dem Umstande, daß Tante Virginie unseren Vater mit ihren genialen Einfällen, die nichts anderes als erbärmliche Launen waren, geradezu verfolgte.

Später hörte ich von einem älteren Universitätsfreunde, die Gräfin hätte in ihrer Jugend schon eine leidenschaftliche, jedoch unerwiderte Neigung für den Better Feria gezeigt und sich sehr bald nach der Hochzeit unseres Vaters per dépit mit dem alten Grafen d'Arbigny versprochen.“

„Armer Mann! wie wird die Tante ihn beherrscht haben! Ich erinnere mich ihrer als einer sehr schönen lebhaften Dame, die, wenn sie im Sommer auf einige Wochen nach Serthaburg kam, unbeschreiblichen Trouble in unser stilles Schloß brachte, ganz ohne Rücksicht auf Mamas zarten Gesundheitszustand. Und Madelon war ganz das Kind ihrer Mutter. Wie oft habe ich vor Aerger und Verzweiflung geweint!“

Wenn ich in einem Buche las, so lachte Madelon mich entweder tüchtig aus, oder sie nahm mir das Buch weg, und als ich einmal zu reiten versuchte, da trieb meine gefällige kleine Cousine mein Pferd muthwillig an und amüsierte sich über meine unsinnige Angst.“

„Ja,“ sagte Henry. „Sie war ein herzloses, kokettes

Ding, das mich Anfangs fesselte, sogar zu schwärmerischen Gedichten begeisterte, bis ich endlich — spät genug war es — dahinter kam, wie wenig Inhalt sich hinter der glänzenden Form verbarg.

Er schwieg, Leokadie hatte den Kopf über den Brief der Gräfin gebeugt.“

„Es wird einen Kampf abgeben, Henry,“ sagte sie aufblickend. „Die Gräfin schreibt: eine Verbindung zwischen Dir und Madelon sei ihr sehnlichster Wunsch! Was Tante Virginie sehnlich wünscht, das pflegt sie durchzusetzen.“

Ein rasches Roth überflog die Stirn des Barons. Er erfaßte flüchtig die Hand seiner Schwester.

„Das sagst Du, Leokadie, kleines Mädchen! Ich sage: nein! Ich werde mir meine Freiheit zu bewahren wissen.“

„Was wirst Du thun? Wirst Du hinreisen, oder der Tante brieflich mittheilen . . .“

„Ich werde der Aufforderung der Gräfin folgen, um ihr die Wahrheit zu sagen.“

In diesem Augenblick führte der Stallknecht das Reitpferd des Barons gesattelt vor die Treppe.

Henry griff nach seinem Hut.

„Auf Wiedersehen, Leokadie! Ich habe heute viel zu thun, werde vielleicht auch nach Lara hinüberreiten, erwarte mich also nicht vor dem Abend.“

V.

Es war recht spät geworden, als Henry den Rückweg antrat. Sein Weg führte ihn durch einen viele Werst langen Wald. Tiefe Stille herrschte in den Baumkronen, die Vögel schliefen, nur hier und dort zirpte noch ein leises Vogelfstimmchen. Eine elegische Stimmung bemächtigte sich des jungen Barons, sein

Charakter neigte zur Schwermuth; Reflexionen über die Nichtigkeit des Lebens, des Glückes Nichtvorhandensein tauchten wie so oft in ihm auf.

Welchen Reiz besaß das Leben für ihn?

Die Erfüllung jeder Freude, jedes Lebensgenusses hatte sein Reichthum gewährt, schon als Jüngling hatte er sich übersättigt gefühlt, und jetzt? was war ihm geblieben? nichts als die Leere im Herzen und die Schwermuth, die den jungen Gutsheeren, trotz der freien Beschäftigung des Landwirths, oft bis zur Trostlosigkeit übersfluthete.

Der Weg nach Schloß Herthaburg führte nahe dem See vorüber. Unweit des Ufers lag auf einer Anhöhe eine Villa, deren dunkle Erken und spitze Thürmchen sich beinahe phantastisch gegen den Abendhimmel abhoben.

Einer von Henry's Vorfahren hatte, einer flüchtigen Laune folgend, jene Villa am See erbauen und mit der stolzen Inschrift „Solus Felix“ versehen lassen. Doch es war lange her.

Jetzt diente die Villa seit vielen Jahren schon zur Aufnahme von Sommergästen, an denen es in Herthaburg nie fehlte. Ein Lichtschimmer drang aus einem der hochbögigen Fenster.

Die Villa scheint bewohnt zu sein, murmelte Henry. Wie zerstreut ich bin! sagte er sich im nächsten Augenblick. Mein Verwalter machte mir ja noch vor einer Stunde die Mittheilung, daß die Damen, die die Villa für den ganzen Sommer gemiethet, gestern eingetroffen seien.

Eine Giebelseite der Villa war von riesigen Jasminbüschen eingefast, der Abendwind trieb Henry den köstlichen Duft zu, derselbe lockte ihn von der Landstraße ab, bis dicht unter die Fenster der Villa.

Was für einen Streich ihm der Duft der Jasminblüthen gespielt! Hatte er, der stolze Baron, nicht eben einen Lauscherposten inne?

Henry erröthete bei diesem Gedanken, er wollte sogleich umkehren, doch die Gruppe in dem erhellten Zimmer fesselte ihn wider Willen.

Vor einem Tische, auf dem eine, mit leichtem Schleier versehene Lampe brannte, saß eine Dame, nachlässig in einen Lehnstuhl geschmiegt und las. Trotz der lässigen Haltung, besaß die Dame etwas ausgeprägt Vornehmes. Wie stolz war ihr edles Profil, und wie vollendet flossen die Falten ihres Kleides an dem ebenmäßigen Bau der Glieder herab.

Ihr gegenüber saß ein junges Mädchen, das sich allem Anschein nach noch in dem ersten Blütenalter der Jugend befand und wohl das Töchterchen der älteren Dame war, nach dem zarten Profil zu urtheilen, das dieselbe schöne Linie zeigte.

Mit großen Augen sah das junge Mädchen in das gedämpfte Licht der Lampe, ihr liebliches Gesicht besaß einen mattweißen Teint, der sich sanft, kaum merklich, von den Perlen, die den Hals schmückten, und den zarten Spitzen ihres Kleides abhob.

Henry sah sie forschend an, eine Erinnerung stürmte auf ihn ein. „Viola,“ sagte er leise.

Er sah sich im Geiste in Buchdorf, bei seinen Verwandten zum Abiturium arbeitend.

Er war in dem prächtigen Landhause angelangt, vor ihm lag die Gegend, weit und flach, mit Haidekraut bewachsen, im lindenüberschatteten Vestibül des Landhauses hatte die Sonne grüngoldiges Licht hineingezaubert und in diesem Lichte erblickte Henry einen lieblichen Kinderkopf mit märchenhaften Blauaugen. Zug für Zug glich Viola noch jenem kleinen Bilde, das der Baron damals selbst von dem neunjährigen

Kinde entworfen und das nun vergessen in einem Schubfach seines Schreibtisches lag.

Jetzt entsann sich Henry auch, daß die ihm verwandte Herrin von Buchdorf häufig von Frau von Rödewitz gesprochen, die, in der geräuschvollen Hauptstadt lebend, für den Sommer mit ihrem Manne in ein Bad gereist war und auf speciellen Wunsch der Jugendfreundin, der auf Buchdorf wohnenden Frau von Teria, dieser auf einige Wochen ihr Töchterchen anvertraut hatte.

Viola war damals Henry's stete Begleiterin auf seinen Spaziergängen gewesen, unermüdblich waren ihre kleinen Füßchen neben ihm durch Wald und Moor und über die Saide getrippelt; oft hatte er ihr ein Märchen erzählt, mit großen entzückten Augen hatte Viola andächtig zugehört, und sich schließlich bitter schwer von dem „Onkel Teria“ getrennt.

Ja, jene holde Mädchengestalt, die bei dem mondscheinartigen Licht der Lampe träumte, hatte in leidenschaftlichem Kummer damals die Arme um den Hals des jungen Abiturienten geschlungen. Henry versank in tiefes Nachdenken.

Da weckte ihn der Klang einer schönen Frauenstimme. „Magnifique!“ rief Frau von Rödewitz, „welch' ein Humor!“

Und nach einiger Zeit: „aber zu boshaft! zu viel Satyre, zu viel Satyre!“

Sie legte das Buch, in dem sie gelesen, aus der Hand, während Henry, aus tiefer Träumerei erwachend, sich vom Fenster zurückzog und sein Pferd auf den Heimweg lenkte.

„Woran denkst Du, Kleine“, unterbrach sich Frau von Rödewitz. „Hast Du Sehnsucht nach Elsa Salden?“

„Ja Mama, ein bißchen. Ich werde ihr morgen schreiben.“

„Très-bien, mon enfant. Erzähle ihr, wie gut es uns in Herthaburg gefällt.“

„Und, daß wir alle Abend die Nachtigal hören — da fängt sie an zu schlagen.“

Viola eilte an's Fenster, sie lehnte sich weit hinaus, so daß ihr Gesicht den blühenden Jasmin unter dem Fenster berührte.

„O wie schön! aber die Nachtigalen werden nicht mehr lange singen, es ist heute vielleicht ihr Abschiedslied.“

Auf dem Spiegeltischchen schlug die Uhr mit hellem, silbernem Klang.

„Halb zwölf,“ sagte Frau von Ködewitz, es ist Zeit zu Bett zu gehen, Kleine. Das lange Aufbleiben ist Dir schädlich. Morgen ist auch ein Tag. Du kannst Dich von den Nachtigalen in den Schlaf singen lassen.“

Eine Viertelstunde später saß Viola in ihrem Zimmer. Lucie, die Kammerfrau, ordnete das Haar ihrer jungen Herrin. „Ich habe heute den Guts Herrn gesehen,“ erzählte sie geschwätzig. „Die Pächterin, die zweihundert Schritt von hier, unten am Teich, wohnt, zeigte ihn mir. Er ritt gerade vorüber. Ei! war das ein schöner Herr, mit so dunkeln Augen und Haaren! um stehen zu bleiben und ihm nachzusehen!“

Die Pächterin erzählte mir, daß er Baron FERIA heiße.“

Viola erhob sich. Ihr Haar war fertig.

„Gute Nacht, Lucie!“

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein.“

Die Kammerfrau entfernte sich. Viola war allein, sie trat an's Fenster.

Es war ihr bekannt, daß Baron FERIA der Besitzer von Herthaburg war.

War es vielleicht Henry, ihr Freund aus der Kinderzeit, ihr Märchenprinz?

Er hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Kindergemüth gemacht, und die Erinnerung an ihn breitete heimliches Licht über Viola's Dasein.

Keiner der vielen jungen Männer, die im Hause ihres Vaters aus- und eingingen, hatte je einen Eindruck auf Viola's Herz gemacht, aber wie ein Stern, durch die vielen Jahre, die dazwischen lagen, von verklärendem Nimbus umgeben, schwebte die Erinnerung an Henry Feria über Viola's Leben.

Ein Kind tröstet sich rasch; auch Viola hatte sich, als ihr schwarzlockiger Freund Buchdorf sie verließ, rasch wieder getröstet; aber den „Onkel Feria“ hatte sie nie mehr vergessen können. Als sie größer wurde, sehnte sie sich danach, ihm noch einmal zu begegnen.

Es war am andern Morgen früh.

Viola ging von den blühenden Jasminsträuchern an der Giebelseite der Villa, die Anhöhe hinab in einen kleinen parkähnlichen Wald.

Gewundene Wege kreuzten sich unter grünen Laubgehängen, hier und da war eine Bank placirt, ein Flützchen durchschnitt den Wald, an verschiedenen Stellen führten zierliche Brücken hinüber; uralte Eichen- und Lindenbäume schlossen den kleinen Park von der Landstraße ab, an dem Stamme einer derselben befand sich eine sehr bequeme Bank mit einem runden Steintisch davor. Viola setzte sich und begann einen Brief an ihre, am Meeresstrande weilende Freundin.

Senseit der Landstraße lag die Pächterwohnung, ein überaus freundliches, mit rothem Ziegeldach versehenes Haus. Auf den Stufen der niedrigen Treppe spielten zwei Kinder, ihr Lachen veranlaßte Viola, mehr als einmal hinüberzublicken. Da trat die junge Pächtersfrau aus der Wohnung; sie war eine hübsche, stets reinlich gekleidete junge Frau; auch heute trug

sie ein sauberes Cattunkleid und eine blendend weiße Schürze darüber.

„Grüß Gott, gnädiges Fräulein!“ rief ihre helle, frische Stimme über die Straße Viola zu.

Viola erwiderte den Gruß und senkte auf's Neue den Kopf auf ihren angefangenen Brief, um jedoch im nächsten Augenblick wieder gestört zu werden. Ein Herr, der ein dunkelbraunes, wundervolles Pferd ritt, näherte sich hastig der Pächterwohnung. Die junge Frau, die in's Haus zurückgekehrt war, kam eilig herausgelaufen.

„Womit kann ich dienen, gnädiger Herr Baron?“

„Es ist ein Unglück geschehen, einer der Knechte hat beim Heumähen einem anderen den Fuß verlegt,“ hörte Viola die klangvolle Stimme des Gutsheeren sagen.

„Eilen Sie auf jene Wiese, nehmen Sie auch Verbandzeug mit. Ich selbst hole den Doctor.“

Der Baron wandte sein Pferd und verschwand hinter einer Staubwolke. Verwirrt verharrete Viola auf ihrem Platze, am Klang der Stimme, der Art und Weise zu sprechen, glaubte sie mit Bestimmtheit, Henry Feria erkannt zu haben.

Unfähig, ihren Brief zu vollenden, packte Viola Alles zusammen und verließ den Wald.

Auf dem Balcon der Villa saß Frau von Rödewitz in ihrer Morgentoilette am Kaffeetisch.

„Bonjour, Kleine!“ rief sie hinunter, als sie Viola erblickte. Sie beugte sich über die Balustrade.

„Wo bleibst Du heute? Ist der Brief an Elsa fertig?“

„Guten Morgen, Mama!“

Viola huschte die Treppen hinauf.

„Da ist der Brief an Elsa, aber — noch unvollendet,“ sagte sie erröthend.

„Thut nichts, Kleine. Komm und trinke Deine Chokolade, sie schmeckt wundervoll in dieser balsamischen Luft.“

Frau von Rödewitz lehnte sich bei diesen Worten zurück und genoß mit wahrem Entzücken den herrlichen Blick auf den See und die umfluthete Insel mit dem von der Sonne hervorgebrachten Licht und Schatten auf dem Burggemäuer.

„Wie schön! ich wünschte, Dein Vater und Maximilian wären da. Aber freilich, der Doctor hatte Deinem Vater das Nordseebad verordnet und Max mußte ihn begleiten.“

Es entstand eine Pause, in der man nur das Summen der Insekten und das Gezwitzcher der Vögel aus dem nahen Walde hörte.

„Wie unsäglich wohl thut mir diese Einsamkeit!“ fuhr Frau von Rödewitz fort. „Um nichts in der Welt möchte ich mir dieselbe verkümmern lassen und etwa neue Bekanntschaften in Herthaburg anknüpfen. Ich habe genug des geselligen Treibens, des geräuschvollen Lebens, das die Stellung Deines Vaters mit sich bringt. Dasselbe wird mir oft lästig. Wie oft wünschte ich, nur auf vierzehn Tage eine einfache Bauersfrau zu sein, in einem Dörfchen ein stilles, ländliches Leben zu führen, die kleine Wirthschaft selbst zu besorgen, den Garten zu bestellen. . .“

Viola lachte.

„Wer weiß,“ fuhr Frau von Rödewitz fort, „vielleicht eigne ich mich zu derselben ebenso gut, wie jene junge Pächterin unten, die mir recht als das Ideal einer ländlichen Hausfrau erscheint! Ich muß gestehen, daß sie mit der köstlichen Frische auf dem runden Gesichtchen und der blendenden Sauberkeit ihrer Kleidung erquickend auf mich wirkt, wie der Seewind! Freilich! sie hat keine Gesellschaften, keine Réunions zu erdulden, die

den Geist ermüden und die Nerven erschlaffen. Denn wie selten begegnet man in diesen Réunions einer Persönlichkeit, die anregend auf uns wirkt, meist ist es Oberflächlichkeit, Mangel an höheren Interessen, was uns unter dem Firniß der Salonbildung entgegentritt."

"Aber die Baronin Halden?" fragte Viola.

"Du hast sie doch gern, nicht wahr, Mama?"

"Ja. Sie macht eine Ausnahme. Sie gehört nicht zu den Duzendmenschen, im Gegentheil: sie hat hochgehende Ideen, die sie vom Gros der Gesellschaft isoliren. . ."

In diesem Augenblick fuhr eine mit zwei prächtigen Rappen bespannte Kalesche vor die Thür der Villa. Es war die Privatequipage der Damen, die sie aus der Hauptstadt hergebracht hatte. Frau von Rodewitz sah nach der Uhr. „Punkt zehn!“ sagte sie lachend.

"Deine Badestunde, Viola! Der Kutscher ist an städtische Präcision gewöhnt, die er sogar hier, tief auf dem Lande, nicht verleugnet."

Unten an der Treppe stand Lucie mit dem Badezeug. Viola ergriff Hut und Sonnenschirm, nickte ihrer Mama ein à revoir zu und saß einen Augenblick später der Kammerfrau gegenüber im Fond der Kalesche, die rasch davonrollte.

Der Weg zu der Badestelle führte auf der Landstraße bis zu einem großen, fast nur aus Tannen und Fichten bestehenden Walde.

Dort bog er links auf einen schmalen Feldweg ein, der in vielen Krümmungen, oft über tiefen, schnee-weißen Sand bis zum See lief.

Viola pflegte die Equipage am Waldesrande warten zu lassen und die letzte kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Vergnügt eilte sie an's Ufer; köstlich klar, zum Bade lockend, war das Wasser und ganz

nahe lag der oben erwähnte Tannenwald mit seiner gesunden harzigen Luft.

Wie Serthaburg überaus reich an schönen Aussichtspunkten ist, so bietet sich auch von dieser Seite des Ufers dem Auge ein reizender Blick auf den See und die beiden lieblichen Inseln, die links und rechts von der Ruineninsel seine Spiegelfläche unterbrechen und zu denen die Fischer nachts ihre Zuflucht nehmen, wenn ein Sturm sich erhebt und sie verhindert sind, in ihren kleinen Bötten heimzukehren.

Malerisch nimmt sich auch Schloß Lara aus, das am jenseitigen Seeufer liegt; wenn der Himmel ein wenig bewölkt ist oder Nebel die Gegend verschleiert, so ist das Schloß wegen der großen Ausdehnung der Wasserfläche völlig unsichtbar; bei klarem Wetter jedoch unterscheidet man deutlich seine weißen, leuchtenden Mauern.

Vom Bade erfrischt, trat Viola den Rückweg an, dieses Mal aber nicht, wie sonst, den schmalen Feldweg verfolgend, sondern quer durch den Wald. „Warte im Wagen auf mich!“ rief sie Lucie zu, ehe ihre leichte Gestalt im Tannendunkel verschwand.

Nach einigen Minuten sah sich Viola auf der breiten Straße, die, zu beiden Seiten von den hohen Waldbäumen umgeben, zunächst zu dem Gemeindefriedhof, weiter zum sogenannten Tempelberge, von den Serthaburg'schen auch der „Todtenberg“ genannt, hinauf führte.

Durch eine halboffene Pforte betrat Viola den Gottesacker.

Ein verfallener Steinwall umgab den wild-verwachsenen Friedhof; da lagen die Gräber im Sonnenschein, über einzelne beugte sich üppiger Flieder herab, oder eine weißstämmige Birke neigte ihre grünen Blättersehleier, die leicht im Winde zitterten.

Halb verfallene Kreuze, dazwischen hübsche Monumente, aber benagt vom Zahn der Zeit, lugten zwischen den Bäumen und grünen Sträuchern hervor. Auf keinem Grabhügel ein lebendiger Blumenschmuck, als Zeichen, daß Menschenhände hier thätig waren, nur Sonnenschein, Ländenduft und tiefe, schwere Einsamkeit ringsum. — Vollkommene Ruhe der Todten!

Den Hut in der Hand haltend, blickte Viola mit großen, traurigen Augen um sich.

Am Eingang des Kirchhofes, dicht hinter dem Leichenhäuschen, stand, aus Gyps gebildet, still und bleich, der Genius des Todes, ein Jüngling mit einer umgekehrten Fackel, auch er hatte ein stilles, lebensmüdes Aussehen, sonderbar melancholisch nahm er sich in der grünen Wildniß aus!

Mit langsamen Schritten, wie geistesabwesend, verließ Viola der Todten Ruhestatt.

Auf halbem Wege eilte ihr Lucie entgegen und bot dem gnädigen Fräulein einen Strauß von Blumen an, die sie am Waldesrande gepflückt.

Viola dankte, setzte sich in den Wagen und begann die Blumen in ihrem Schoß zu ordnen, während die feurigen Pferde, durch das lange Warten ungeduldig geworden, in wilder Eile über die Landstraße brausten. Auf der staubbedeckten Straße tauchte ein Reiter auf, seine tiefdunkeln Augen streiften secundenlang die zierliche Mädchengestalt, die die raschen Pferde im Fluge an ihm vorüberführten.

Viola senkte verwirrt die Augen, denn warm und leuchtend, wie ein Sonnenstrahl, hatte der Blick des Barons sie getroffen.

Es war am Abend desselben Tages, als Viola in dem kleinen Parke ihr Lieblingsplätzchen aufsuchte; sie hatte mit der Mutter einen weiten Spaziergang gemacht und war müde geworden.

Kurze Zeit mochte sie ruhig dageessen haben, als ein Geräusch hinter ihr sie veranlaßte, sich umzusehen. Ein riesiger, schwarzer Hund stand dicht hinter ihr — Viola stieß einen leichten Schrei aus, doch schien der Hund nicht böse, im Gegentheil, er sah Viola, nachdem er sich ihr zutraulich genähert hatte, mit seinen braunen Augen treuherzig an. „Milord!“ rief die Stimme des Gutsheerrn. Höflich grüßend stand Baron FERIA vor Viola.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ bat er, „wenn mein Hund Sie erschreckt hat.“

„Die Meisten fürchten ihn sehr, weil er so groß ist, doch bürge ich für seine Gutmüthigkeit, er thut nichts.“

Henry streichelte bei diesen Worten den zottigen Kopf des Thieres.

„Ich bin erstaunt, gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, in einem der Herthaburg'schen Sommergäste Sie wiederzuerkennen. Ich weiß nicht, ob Sie sich Buchdorf's entsinnen können?“

„Ja,“ sagte Viola leise, „ich entsinne mich Buchdorf's ganz genau.“

„Auch des Gartens und der rothblühenden Haide! Ach! es war eine glückliche, harmlose Zeit, die ich als angehender Student in Buchdorf verbrachte. Wie viel liegt nun dazwischen!“

Er schwieg, nach einer Weile fragte er:

„Wie gefällt es Ihnen in Herthaburg?“

„Danke, sehr gut. Besonders Mama ist entzückt über die ländliche Stille und Einsamkeit hier.“

„Ihre Frau Mutter vermißt also nicht das geräuschvolle Leben der Großstadt?“

Viola schüttelte den Kopf.

„Und Sie?“ fragte der Baron weiter.

„Ich finde es wunderschön hier, viel schöner als in Alexandersbad.“

„Das freut mich,“ sagte der Gutsherr, mit dem sonnigen Blick, der ihm zuweilen eigen war.

Er erhob sich, und zog grüßend den Hut.

„Milord!“ rief er seinen Hund an, der auf den Ruf seines Herrn in großen Sätzen herbeikam. „Nicht anspringen! So, Du bist ein gutes Thier.“ Er streichelte ihn wieder.

„Sie werden nächstens nicht mehr vor ihm erschrecken,“ sagte er lächelnd zu Viola.

Ein rasches Roth huschte über ihr Gesicht.

Sie sah dem sich Entfernenden nach, und als seine Gestalt längst nicht mehr sichtbar war, hielten Viola's Augen noch immer träumerisch jene Richtung inne.

VI.

Der Baron war aus Paris zurückgekehrt, Leokadie eilte ihm entgegen, sobald sie die Equipage vorfahren sah; den Arm des Bruders nehmend, führte sie ihn zu einem der lauschigen Plätze unweit des Schlosses, wo sie Erfrischungen auf ein gußeisernes Tischchen hatte stellen lassen.

„Nun, Henry,“ begann die Baronesse erwartungsvoll, „wie steht's mit Dir und den d'Arbignys? an eine Heirath mit Madelon ist nicht zu denken, nicht wahr?“ Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich habe Schreckliches erfahren, Tante Virginie ist dem Bankerott nahe.“

„Was?“ Leokadie lehnte sich sprachlos zurück.

Nun weiß ich Alles. Ich kenne Deine Gesinnung, Henry! Du wirst die d'Arbignys nicht aufgeben, jetzt, wo sie arm geworden sind.“

Henry zuckte die Achseln. „Es ist schwer, sich vom Unglück loszusagen, auch wenn dieses Unglück ein durchaus selbstverschuldetes ist.

Tante Virginie hat eben immer weit über ihre Verhältnisse gelebt! Kannst Du Dir das denken, Leofadie, daß von ihrem eigenen und von dem stolzen Vermögen des alten Grafen kaum noch etwas übrig ist? Doch der Schein vor der Welt,“ fuhr Henry verächtlich fort, „soll um jeden Preis bewahrt werden. Die Tante hat ihre kostspieligen Gewohnheiten, ihre fürstlichen Toiletten beibehalten, nach wie vor finden glänzende Gesellschaften in ihren Salons statt, und die Welt, die sich dort amüsirt, hat keine Ahnung von den zerrütteten Verhältnissen des Hauses.“

Die Baronesse war bis in die Lippen hinein blaß geworden. „Ich finde dieses Verfahren erbärmlich, ich begreife die Gräfin nicht,“ sagte sie mit bebender Stimme. „Weiß Madelon von dem bevorstehenden Ruin?“

„Nein, es weiß Niemand darum. Sehr schwer wurde es der Gräfin, mir Mittheilung davon zu machen.“

„Wie kam sie überhaupt darauf?“

„Es blieb ihr nichts Anderes übrig, Leofadie, als mir schließlich die ganze Wahrheit zu gestehen. Ich bat sie bald nach meiner Ankunft um eine Unterredung unter vier Augen.

Raum hatte sich die Thür hinter dem Boudoir der Gräfin geschlossen, als ich ihr in möglichst schonender Weise zu verstehen gab, daß ich es höchst schmerzlich bedaure, mich vor sieben Jahren mit Madelon verlobt zu haben, daß ich jedoch, nach dem völligen Aufhören unseres Briefwechsels, unser Verhältniß gelöst glaubte. Der Bruch, der sich ganz von selbst vollzogen hatte, überhob uns beide der peinlichen Pflicht einer Auseinandersetzung. . .“

Die Gräfin erbleichte und biß sich auf die Lippen, im nächsten Augenblick hatte sie sich gefaßt und sagte mir lächelnd einige Artigkeiten.

Ich sah mich nun leider genöthigt, noch deutlicher zu werden, da ließ die Gräfin mich nicht ausreden, sie fuhr zornig empor und fiel ganz aus der Rolle der lebenswürdigen, gewandten Welt dame. Ich ließ mich nicht irre machen, ich wollte Klarheit haben, coûte-que-coûte! Unumwunden bat ich die Gräfin um Erklärung ihrer Handlungsweise. Ich hatte dabei Gelegenheit, zu beobachten, welch' ein Kind des Augenblicks Tante Virginie ist! Eben noch fast zornig, erzählte sie mir, während ihre Augen in Thränen schwammen, Madelon hätte mich immer so lieb gehabt, ja sie gräme sich nach mir. . . Sie sprach von den drückenden Verhältnissen, der gène, in der sie sich seit mehreren Jahren befinde, ferner von Madelons Eigensinn, mit dem sie sich stets geweigert, eine von den vielen annehmbaren Partien, die sich ihr geboten, zu acceptiren. Madelon bevorzuge mich entschieden, weshalb sie sich endlich veranlaßt gesehen, mir zu schreiben und mich meiner Braut wieder zuzuführen. Eine Verbindung mit den Feric's sei auch ihr, der Mutter, sehnlichster Wunsch, ja, sie wäre mir in alle Ewigkeit dankbar, wenn ich Madelon nicht aufgäbe. Es waren das der Gräfin eigene Worte!" schloß Henry, während ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln seine stolzen Lippen umspielte.

Die junge Baronesse hatte mit heißer Röthe auf den Wangen den Kopf gesenkt.

„Und Madelon selbst?“ fragte sie endlich.

„Sie unterhielt sich, während ich mit der Mutter die Unterredung hatte, mit sprühender Lebhaftigkeit im Salon mit einem jungen Polen, unaufhörlich schallte ihr silbernes Lachen zu uns herüber. Die Gräfin rief

die Tochter endlich herbei. Sie sprach zu ihr von meinen veränderten Gefühlen und bat sie mit Thränen in den Augen, sich meine Liebe zurückzuerobern.

Madelon stand so ruhig da, als ginge die ganze Sache sie nichts an, plötzlich fiel sie mir lachend um den Hals.

„Mon cher ami, ich liebe Dich und würde sterben, wolltest Du mich verlassen. Böser, böser Dnfel!“ und fort war sie und ich hörte wieder ihr silbernes Lachen im Saal.“

„Unverbesserlich!“ Leofadie schüttelte den Kopf, plötzliche Schwermuth lag auf ihren kindlichen Gesichtszügen.

„Was wirst Du mit einer solchen Frau anfangen, Henry?“

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich hoffe, daß Madelon nie meine Frau wird.“

Und mit plötzlicher Energie. „Ich bin doch Herr meines Willens und ich will mich nicht in Fesseln schlagen lassen!“

Eine Cigarrette ansteckend, blickte Henry einen Augenblick später nachdenklich in die blauen Rauchwolken, die er vor sich hinblies.

„Tante Virginie wird ihren leidenschaftlich gehegten Wunsch schließlich doch aufgeben müssen.“

Ich bedaure die d'Arbignys, hoffe jedoch mit Bestimmtheit, daß die Gräfin sich durch eine Heirath der Tochter mit einem der reichen, jungen Männer, die sich um Madelons Hand bewerben sollen, aus der Affaire ziehen wird.“

„Du bist also fest entschlossen, es zu einer Heirath mit der Cousine nicht kommen zu lassen?“

„Ganz entschieden. Wir werden uns gegenseitig kein großes Herzeleid zufügen, denn ich habe die feste

Ueberzeugung gewonnen, daß auch Madelon nichts für mich empfindet.

Sie würde mich möglicherweise ein wenig lieber nehmen, als manchen Andern, doch das ist Alles. Geliebt hat sie mich nie! Die Tante mag reden, was sie will! Ich traue den d'Arbignys nicht!"

Henry erhob sich, und begrüßte eine hochgewachsene Dame, die im Reitkleide die Laube betrat. Es war die Schloßherrin von Lara. Sie war vor der Treppe abgestiegen und hatte ihr Pferd dem herbeieilenden Stallknecht übergeben, der das dampfende Thier umherführte.

"Sie sind rasch geritten, gnädige Frau," sagte Henry. "Ihr Pferd ist ganz in Schaum."

Frau von Seefeldt lachte. "Meine Irma war heute ein bißchen toll. Uebrigens war ich es zufrieden. Ich begreife jetzt sehr Ihre Passion für wilde Pferde, Baron Feria!"

"Also doch. Ich sagte es Ihnen voraus, gnädige Frau, wenn Sie die Güte haben wollen, sich unserer Reitstunden im April zu erinnern."

"O gewiß! Sie müssen Ihre Schwester auch das Reiten lehren, das Sie so vorzüglich verstehen, Baron."

"Sehr gern, wenn die Kleine dabei ist."

"Sie ist nicht dabei," lachte Leokadie.

"Ich fürchte mich viel zu sehr und fühle mich im Sattel unsicher und ungemüthlich."

"Das wird sich geben," tröstete Ritti von Seefeldt, "wenn nur die erste Scheu überwunden ist."

"Ach nein. Es muß wohl ein großes Vergnügen sein, und wäre eine schöne Abwechslung in meiner Herthaburg'schen Einsamkeit, wenn die Angst nicht wäre."

Sie fürchten sich überhaupt sehr leicht, Baronesse?"

"Sonst nicht. Nur vor wilden Pferden und Gespenstern."

„Die Gespensterfurcht kenne ich an Ihnen, dieselbe wird leider begünstigt durch die großen, hallenden Räume Ihres Schlosses.“

Leofadie nickte. „Wenn Henry des Abends nicht zu Hause ist, so schließe ich mich in mein Zimmer ein, trotzdem aber kann ich mich einer gewissen Aufregung nicht erwehren. Ich denke immer: wenn jetzt Jemand an die Thür klopfte! übrigens spukt es im neuen Schlosse nicht! Im alten Parkgebäude haben die Diener Mancherlei gehört. Ach, um keinen Preis wollte ich das alte Schloß bewohnen!“ „Närrchen,“ sagte Henry. „Ich habe vorzüglich im alten Schloß geschlafen, im März, als der viele Besuch bei uns war, Bekannte und Freunde aus der Residenz, denen wir sämmtliche, in Schloß Herthaburg zu Gebote stehenden Schlaffäle eingeräumt hatten.“

„Sie haben in der That mehrere Nächte ganz allein in dem alten Ahnenschlosse zugebracht?“ fragte Ritti.

„Mais sans doute, gnädige Frau. Es war durchaus keine Heldenthat. Ich habe kein Gespenst gesehen, etwas eigenthümliche Geräusche, wie leise über das Parket gleitende Tritte, habe ich wohl vernommen, doch ließ ich mich durch dieselben in meiner Nachtruhe nicht stören.“

Ritti lachte, die junge Baronesse war ganz blaß geworden, ein Schauer durchrieselte sie, trotz des warmen, hellen Mittags.

„Wie sind wir eigentlich auf dieses Gespräch gekommen?“ fuhr Frau von Seefeldt fort, „wenn es noch Abend wäre! aber bei helllichem Sonnenschein.“

„O, ich danke!“ rief Leofadie, „ich schliefe die ganze Nacht nicht, wenn Sie mit mir am Abend von Gespenstern sprächen. Ich fühle jetzt schon ein gelindes Unbehagen. Man sagt: die Mittagsstunde hätte ihren

Spuk, wie die Mitternacht. Etwas anderes! Wie befindet sich Ihre kleine Isabella, Frau von Seefeldt?"

„Danke. Da fällt mir ein, daß mein Vetter aus Lievenhof herkommen wollte. Isabella sollte den Onkel Otto begleiten, er war in Geschäften zu meinem Mann gekommen und wollte später auch nach Herthaburg.“

„Wie geht's Ihrem Gemahl?“ fragte Henry.

Die junge Frau seufzte. „Die Bauten nehmen ihn fürchterlich in Anspruch und kosten so viel.“

Nicolai hat mir schon erklärt, daß ich nächstes Jahr werde zu Hause bleiben müssen. Anstatt wie sonst, nach Rizza zu gehen, soll ich den nächsten Winter in Lara verbringen, in dem sturmumheulen, verschneiten Lara!“

„Welche Geduldprobe für Sie, gnädige Frau.“

„In der That! Sie dürfen mich nicht auslachen, Baron, ich bin verzweifelt, wenn ich mir diese grauenhafte Perspektive ausmale.“

„Mit den Faktoren rechnen, die vorhanden sind, mit andern Worten: sich ruhig in das Unvermeidliche fügen, wäre das Beste.“

„Das kann ich nicht.“ Ritti von Seefeldt legte ungeduldig die Reitgerte, mit der sie gespielt, auf den Tisch. „Zu ruhiger Ergebung ist mein Blut zu heiß und zu lebendig. Außerdem ist es wirklich nöthig, daß ich zu Hause bleibe? Ich halte es einen Winter über in Lara gar nicht aus; dazu kommt noch, daß wir im Frühling von allem Verkehr abgeschnitten sind, weil die Flüsse bei uns austreten. Aber glauben Sie, daß Nicolai mit sich reden läßt? So muß es sein, sagt er, oder: liebes Kind, davon verstehst Du nichts! Nun, Baron Feria, was sagen Sie dazu?“

Henry zuckte die Achseln.

„Es ist schwer, darüber zu urtheilen,“ sagte er einen Augenblick später mit seiner melodischen Stimme. „Die Männer lieben es gewöhnlich nicht, wenn die Frauen sich in ihre Angelegenheiten mischen.“ „Ah voilà!“ Die junge Baronesse sprang auf und strich mit ihrer kleinen weichen Hand über das dunkle Lockenhaar des Bruders. „Ach! Ihr Tyrannen!“

Ritti seufzte. „Sie sind doch alle gleich, mein Mann und Seefeldt in Lievenhof denken ebenso.“

In diesem Augenblick kam der Besitzer von Lievenhof in einem leichten Wagen angefahren. Er übergab die Bügel dem Stallknecht und trat zu den Uebrigen in die Laube.

„Quand on parle du soleil, on en voit un rayon!“ rief Leokadie in heiterer Laune.

Otto Seefeldt machte eine tiefe, scherzhafte Verbeugung, dann ergriff er die schmale, weiße Hand der Baronesse und führte sie beinahe ehrfurchtsvoll an die Lippen, ein inniger Blick aus seinen grauen Augen glitt über Leokadie's sehr aristokratische und höchst anmuthige Gestalt. Otto Seefeldt war groß und kräftig gebaut, den Kopf trug er hoch und in seinem Gange lag etwas Souveraines. Er war kein Jüngling mehr, er mochte bis vierzig Jahre zählen und die Ruhe seines Wesens ließ ihn vielleicht noch älter erscheinen. Er lebte als garçon in Lievenhof, in dem auf einer Anhöhe belegenen Herrenhause, das streng und stylvoll zwischen dunkeln Tannen hervorschaute und so gut zu Otto Seefeldt zu passen schien.

Uebrigens waren Erscheinung und Wesen des Herrn von Seefeldt durchaus sympathisch, er hatte etwas im Ton der Stimme, im Blick der großen, grauen Augen, im Lächeln, was zu grenzenlosem Vertrauen aufforderte.

Seine kleine Nichte Isabella, die er aus Lara mitgebracht, war ein hübsches, zierliches Ding von 8 Jahren, mit braunen Augen und firschrothem Mündchen.

„Wurde die Kleine Ihnen unterwegs nicht unbequem, Better?“ fragte Kitti. „Sie ist so unruhig und lebhaft.“

„Pardon, Cousine, nicht im mindesten. Als Isabella einmal aus dem Wagen springen wollte, verbot ich es ihr und sie fügte sich sogleich.“

„Sie gab sich keine Mühe, ihren Willen durchzusetzen? es ist wunderbar, wie sie Ihnen immer gehorcht.“

„Herr von Seefeldt findet das gar nicht wunderbar, sagte Leopadie, „nur natürlich.“

„Baronesse!“

„Ich meinte es au sérieux,“ vertheidigte sich diese. Und mit einer anmuthigen Handbewegung: „Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Seefeldt.“

Er setzte sich.

Ich bin gestern in Lievenhof eingetroffen, ich war in der Hauptstadt, um einige Geschäfte abzuwickeln.“

„Du hast einen neuen Verwalter engagirt?“ fragte Henry, „Rebenthal hat sich also in der That bei Dir unmöglich gemacht?“

„Ja, leider;“ ein Schatten flog über Seefeldt's Gesicht. „Er war schließlich durch's Trinken ganz heruntergekommen! Ich habe mich redlich um ihn bemüht, Gott, was habe ich ihm für Sinnen gemacht! Alles vergeblich!“ „Unverbesserlich,“ sagte Henry seufzend.

„So geht der arme Mensch zu Grunde und es ist ihm auf keine Art zu helfen. Das unselige Laster

des Trinkens! Welchen Eindruck machte der neue Verwalter auf Dich? er soll ein gebildeter Mann sein, nicht?"

Das freundliche, die strengen Gesichtszüge förmlich verklärende Lächeln, das Herrn von Seefeldt so gut stand, glitt über seine Büge, als er erzählte:

„Er ist nicht mehr ganz jung, aber offen und aufrichtig wie ein Kind. In kurzen Worten erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Er hat mehrere Jahre auf der Universität zugebracht, aber da es mit dem Studium nicht recht gegangen, hat er sich schließlich zur Landwirthschaft entschlossen. Später, nachdem die freie Beschäftigung in Wald und Flur ihm die Gesundheit wiedergeschenkt, die er in Gefahr gewesen, beim Sitzen über den Büchern zu verlieren, und ihm nebenbei glühendes Interesse für sein Fach beigebracht, hat er eingesehen, daß sein, in der Noth gewählter Beruf, durchaus kein verfehlter war. Zum Schluß sagte mir der junge Mann — es war geradezu rührend — wie er in der Verwaltung meines Besitzes arbeiten wolle, als wäre er der Seinige.“

„Charmant,“ lachte Kittl. „Sie müssen ihm jährliche Zulagen machen, Vetter, damit er auch an eine Frau denken kann.“

„Pas si vite. Erst muß er sich in Lievenhof gefallen und bleiben. Alles Uebrige kommt später. Ich glaube, Sie kennen mich als einen human denkenden Menschen, meine schöne Cousine.“

„Wann tritt er bei Dir ein?“ fragte Henry.

„In der nächsten Zeit. Es ist jetzt nicht das Ende des ökonomischen Jahres, aber ich habe, wie Du weißt, Rebenthal Knall und Fall jagen müssen. Ich bin herzlich froh, einen gebildeten, jungen Mann als Verwalter zu bekommen. Ich bin oft genöthigt, Lievenhof auf längere Zeit zu verlassen und leider

ist es, wie ich neulich erfahren, unter Rebenthal's Verwaltung oft drunter und drüber gegangen. Pfui, welch' greuliche Wirthschaft! es ist Vieles an's Tageslicht gekommen!"

Otto Seefeldt brach ab und ging auf ein landwirthschaftliches Gespräch über, die beiden Damen erhoben sich, um etwas umherzugehen.

Unterdessen hüpfte die kleine Isabella mit kindlichem Vergnügen um die rauschende Fontaine und suchte die gaukelnden Schmetterlinge zu erhaschen.

„Sie hatten im März so viel Besuch, Baronesse?“ fragte Ritti.

Leofadie nickte. Wir hatten vierzehn Tage hindurch ein volles Haus, bestehend theils aus Verwandten aus der Residenz, theils aus Freunden meines Bruders, die aus der Hauptstadt nach Serthaburg gekommen waren, um hier die Jagden mitzumachen.

Es war eine herrliche Zeit,“ fuhr Leofadie mit strahlenden Augen fort, „statt der Einsamkeit, die mich sonst wie eine verzauberte Prinzessin umgiebt, war ich von munteren, geistvollen Menschen umringt, die mir, der Dame des Hauses, alle mögliche Ehre erwiesen.“

„Ach ja! Sie mußten ja die Wirthin machen!

Eine gar zu junge Hausfrau!“

Frau v. Seefeldt sah bei diesen Worten lachend in das anmuthige Gesicht der kindlichen Baronesse.

„Aber ich bin schon sechsundzwanzig Jahre alt,“ sagte Leofadie. „Es ist unglaublich. Man kann bei Ihnen nicht mit dem Kalender rechnen!“

„Die Rolle der Hausfrau,“ erzählte Leofadie, „fiel mir gar nicht schwer. Uebrigens ließ ich sie häufig fallen, mit Absicht, nur bei den Diners und Soupers habe ich immer als Schloßdame präsidirt. Es war eine schöne Zeit! Das Leben in diesen vierzehn Tagen floß mir dahin „spiegelklar, zephyrleicht und eben, wie

den Göttern im Olymp.“ Sogar die verwöhnten Residenzbewohner waren entzückt von dem Aufenthalt in Gerthaburg und ich habe manchen warmen Dank geerntet.“

„Sie werden gewiß sehr bald Ihre Freunde in der Residenz besuchen?“ Leofadie schüttelte den Kopf. „Ich liebe das Landleben leidenschaftlich und ziehe es bei weitem vor, wenn die Welt zu uns nach Gerthaburg kommt. Es ist ein großer Vorzug, daß wir hier so viel Raum haben. Wenn wir Besuch bekommen, lasse ich den linken Flügel des Schlosses den Damen, den rechten Flügel den Herren einräumen. Henry zieht in das Gespensterhaus. Er bewohnt dort den großen Saal, wo unsere Ahnen ernsthaft und gravitätisch von den Wänden sehen. Hu! ich sehe mir ja auch ganz gern die Portraits der Ferial'schen Barone an, aber nur bei Tage, am Abend oder bei Dämmerlicht regen die lebensgroßen Figuren mein Blut auf.“

„Apropos,“ sagte Ritti. „War mein Vetter aus Lievenhof auch häufig bei Ihnen?“

„So viel ich mich erinnere, ja. Er machte die Jagden mit und fand sich zuweilen auch des Abends ein, doch schien er mir damals gar nicht der „Onkel Otto“ von sonst zu sein. Er war lange nicht so heiter wie gewöhnlich, ich neckte ihn ein paar mal wegen seiner consequenten Schweigsamkeit.“

Ritti von Seefeldt lächelte.

Als die beiden Damen in die Laube zurückkehrten, fanden sie Henry und den Besitzer von Lievenhof noch immer bei den landwirthschaftlichen Gesprächen.

„Wieder schon!“ lachte die Baronesse.

„Ach,“ sagte Ritti, „das ist für mich nichts Neues. Mein Mann spricht beständig über die neueingerrichtete Bierbrauerei, oder über die Kartoffel- und

Weizenernte. Wenn ich dagegen etwas mit ihm zu besprechen habe, so heißt es gleich: sag' rasch, ich habe keine Zeit!"

„Cousine!“ warnte Otto Seefeldt. „Welche Uebertreibung.“

Herr von Seefeldt war so wahrheitsliebend, daß ihm jede Uebertreibung in der Rede unerträglich war und dieses mal war die Uebertreibung von Seiten der jungen Frau von Seefeldt wirklich recht groß.

Sie mußte es selbst zugeben.“

„Aber Sie sind zu streng, Herr Vetter!

Wie kann man den Geist so beengen!

Aber, wie ich sehe, wird meine Irma ungeduldig und scharrt schon ganz nervös mit den Hufen. Also ich vertraue Ihnen wieder Isabella an, Vetter, ich brauche nicht zu sagen: Sie werden sie mir gut nach Hause bringen! Das wäre eine Beleidigung!“

Sie verabschiedete sich anmuthig, der Diener führte ihr Pferd herbei.

„Bitte, gnädige Frau,“ sagte Henry, ihr in den Sattel helfend.

„Merci, baron! Das erinnert mich lebhaft an unsere Reitstunden. Warum sind sie schon zu Ende?“

„C'est votre faute,“ sagte der Baron. „Sie machten so rasche Fortschritte im Reiten, daß Sie mich überflügelt hätten, wäre ich Ihr Lehrer geblieben, gnädige Frau!“

„O nein! was denken Sie! meine Irma ist fromm, aber nie würde ich mich getrauen, Ihren wilden Boreas zu besteigen.“

Sie grüßte bei diesen Worten leicht mit der Gerte und verschwand hinter den Parkbäumen.

Nachdem auch Otto Seefeldt nach herzlichem Lebewohl von seinen Wirthen fortgefahren war, zunächst nach Lara, um Isabella abzugeben und dann auf sein,

am Nordufer belegenes Gut Lievenhof zurückzuführen, ließ Henry sein Pferd satteln, er hatte Einiges mit dem Förster zu besprechen, was keinen Aufschub duldete.

„Es thut mir leid, Dich allein zu lassen,“ sagte er zu Leokadie. „Ich muß hinüber zu meinem Förster; à revoir, Kleine.“ Er reichte Leokadie vom Sattel herab die Hand.

„Komm nicht so spät zurück!“ bat die junge Baronesse. „Ritti von Seefeldt hat heute Alles, was von Gespensterangst in mir schlummerte, wieder wachgerufen. Ich bin so allein und fürchte mich!“

Der Baron lachte. „Närrchen,“ sagte er, „sei nicht so kindisch! Gespenster existiren nicht. Wenn Du Dich trotzdem fürchtest, so sei wenigstens versichert, daß sie draußen nicht umherwandeln. Geh’ also nicht in’s Schloß, sondern erwarte mich auf der Treppe.“

Sein Weg führte Henry dem Weideplatz vorüber; dort grasten einige Pferde, eines derselben jedoch hatte die Grenze überschritten und war in ein Haferfeld hinüber gegangen, der Hüterjunge war nirgend zu erblicken. Der Baron runzelte die Stirn und als der nachlässige Stallbursche endlich sichtbar wurde, rief er ihn heran und schalt ihn. Früher hätte er ihn mit der Reitpeitsche geschlagen.

Von der Straße, die zum Park führte, abbiegend, verfolgte der junge Gutsherr den Weg, der in den Wald führte. Er war ein Liebhaber desselben und wenn seine Zeit es ihm irgend erlaubte, pflegte er Schritt zu reiten, um die romantische Ruhe des Waldes zu genießen.

Doch diesmal war er nicht allein. In einiger Entfernung tauchte ein eiergelber Rock auf. Henry lächelte. Der Schulmeister war an seiner sonderbaren Kleidung von weitem sichtbar. Ein Liedchen vor sich hinpfeifend, ging er mit auf dem Rücken verschränkten

Armen umher. In seiner Haltung erschienen Arroganz und Würde seltsam gepaart, seine Gesichtszüge zeigten ein ebensolches Gemisch von Intelligenz und Aufgeblasenheit. Seine Sprache war höchst eigenthümlich. Jeder Satz endete in: hm, hm, hm. Ja, ja, ja.

Zu seiner sonstigen Charakteristik sei noch hinzugefügt, daß er unverheirathet war und in Herthaburg für eine gute Partie galt, in seinen Kreisen.

Der junge Gutsherr verfolgte ihn mit den Augen, dabei hatte er Gelegenheit, zu bemerken, wie er plötzlich seine Direktion änderte, in demselben Augenblick unterschied Henry eine hellgekleidete Gestalt. Er näherte sich ihr und erkannte zu seinem Erstaunen:

Viola von Rödewitz.

Fast zitternd stand sie da, der Held im gelben Rock war ihr so nahe vorübergegangen, daß er sie fast gestreift hatte. Viola's delicate Natur hatte sich darüber entsetzt; fast in dem gleichen Moment hatte sie den Gutsherrn zu Pferde bemerkt, und obgleich Viola sich grenzenlos freute, Henry hier wiederzusehen, so hatte sich ihrer doch eine solche Aufregung bemächtigt, daß sie todtenbleich und völlig athemlos an dem Stamm einer Fichte lehnte. „Guten Tag!“ sagte der Baron und ein Lächeln flog über seine Züge, dasselbe verschwand aber sogleich wieder und er fragte fast ängstlich: Was ist Ihnen? was ist geschehen?“

„Nichts,“ lispelte Viola, „ich habe mich nur ein wenig erschreckt.“

Henry schien ihren Schreck zu errathen.

Er runzelte die Stirn.

„Hat jener Mensch sich etwas gegen Sie erlaubt?“ fragte er, während etwas von seiner früheren, maßlosen Heftigkeit in seinem Auge glühte.

Viola senkte den Kopf. „Er hat mich eigentlich nur angesehen und ich war so thöricht, darüber zu erschrecken,“ sagte sie erröthend. Die Gluth seiner Augen wandelte sich in ein Lächeln.

„Wenn man so schreckhaft ist, wie Sie, darf man eigentlich nicht allein eine Wanderung durch die geheimnißvollen Wälder Herthaburgs unternehmen.“

„Ich pflege sonst nur in Begleitung meiner Mutter auszugehen, heute aber — ich wollte Nachtschatten pflücken, um Mama damit zu überraschen.“

Man hat mir diesen Wald als denjenigen bezeichnet, in dem die Nachtschatten blühen.“

„Ganz recht. Unter den Herthaburg'schen heißt er übrigens der Nachtigalenwald, weil sich hier des Abends die Nachtigalen heiser fingen.“

Henry war vom Pferde gesprungen und schlug die Zügel um einen Baumast.

„Ich werde Sie zu den Nachtschatten führen. Haben Sie Muth? Der Weg dahin ist etwas beschwerlich.“

Er ging bei diesen Worten voraus und bog für Viola die oft dicht verschlungenen Zweige der Bäume zurück. So ging es, ohne Weg und Steg, quer durch den Wald. Dazwischen sah sich Henry lächelnd nach seiner Begleiterin um, sie folgte ihm über Moos und Farrenkraut mit den leichten Schritten einer Fee.

„Ist es nicht zu mühsam?“ fragte er einmal.

„Nein,“ sagte Viola leise. „Freilich, so glatt geht es nicht, wie auf den Parkwegen.“

„Sie meinen wohl den Schlosspark? Der wilde Park, in dem sich die frühere Wohnung der Feria's befindet, ist verwildert und verwachsen.“

Haben Sie vor dem rothen Hause die hohe Pforte aus Gußeisen beachtet? Dieselbe bildet die Grenze des Schlossparkes.“

Viola verneinte, sie hatte die Pforte nicht bemerkt.
„Der Gründer des alten Schlosses hat sie errichten und mit einer Inschrift versehen lassen,“ fuhr Henry fort. „Herbert Teria war ein leidenschaftlicher Naturfreund, daher die Worte, die in vergoldeten Buchstaben auf der Pforte prangen:

La nature a dit au génie: Mes trésors sont à toi!
Dans leurs pompes sauvages et leurs brutes richesses
Ils implorent ton adresse!

„Dem rothen Hause,“ sagte Viola, „bin ich auf dem Wege hierher ganz nahe vorübergegangen.

Die Fenster eines sehr großen Saales standen offen und ich bemerkte am Fenster ein Violinpult mit aufgeschlagenem Notenheft.“

„Ich spiele des Abends,“ sagte der Baron.

„Ist das rothe Schloß bewohnt?“

„Nein, c'est-à-dire, es wird von mir bewohnt, wenn viel Besuch in Herthaburg ist. Sonst steht es leer, auch die Gegenstände sind meist entfernt worden, nur die vielen Bilder an den Wänden haben die jeweiligen Besitzer dagelassen. Lassen Sie sich doch einmal das alte Haus vom Schließer — er wohnt nebenan — aufschließen und sehen Sie sich die Bilder an. Es befindet sich außer der Ahnengallerie eine ganz hübsche Sammlung, in der es auch an einigen Originalen nicht fehlt.“

Viola dankte.

„Das rothe Schloß interessirt mich sehr, auch die Parkanlagen, die es umgeben, sie sind, wie Sie sagen, etwas verwildert, aber um so romantischer.“

„Haben Sie die beiden steinernen Löwen bemerkt,“ fragte Henry. „Sie bewachen die Treppe in so lauernder Haltung, als wären sie gleich bereit, auf jeden Unberufenen loszustürzen, der es wagt, die geweihten Räume des Ahnenschlosses zu betreten.“

Sie sind gerade kein Meisterwerk der Skulptur, diese beiden Ungethüme, aber immerhin ganz respektabel.“

Sie waren bei den Nachtschatten angelangt.

„Wie schön!“ rief Viola beim Anblick der weißen Blüthen aus, die ringsum den feuchten Waldboden bedeckten.

Sie bückte sich und pflückte einige Blumen, der Baron half ihr dabei.

Wünschen Sie nicht auch einige Wasserrosen?“ fragte er. „Sie blühen am Rande eines Teiches, vielleicht zwanzig Schritt von hier.“

Viola dankte mit bezauberndem Lächeln.

Sie waren am Teiche angelangt.

Von den großen Waldbäumen überschattet, sah er still, kühl, romantisch aus. Auf seiner Oberfläche träumten die Seerosen. „Wagen Sie sich nicht so nahe heran!“ rief der Gutsherr. „Ein tiefer Sumpf umgiebt das Waldgewässer. Ich werde die Blumen für Sie pflücken.“

Ganz in Viola's Nähe blühte ein wilder Rosenstrauch, sie brach eine Blüthe ab, während sich der Baron in seinen hohen Reiterstiefeln dem Teichspiegel näherte und mit leichter Mühe die Wasserrosen eroberte. Er trocknete die nassen Stengel mit seinem Taschentuche und bot die Blumen Viola an.

Sie dankte und streckte die Hand nach den Seerosen aus, und das mit einer Haltung, deren unvergleichliche Anmuth Seden bezaubern mußte.

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Barons.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er und nahm ihr leise die wilde Rose aus der linken Hand fort.

Viola wußte nicht recht, was sie von dieser halben Gewaltthat denken sollte, mit dunkler Röthe auf den Wangen schritt sie voraus.

Da war wieder der Platz, wo die Nachtschatten blühten.

„Wie wird Mama sich über diesen Blumenstrauß freuen!“ sagte Viola mit kindlichem Entzücken. „Ich bin Ihnen sehr dankbar.“

Wenige Minuten nur noch dauerte der Spaziergang, dann war die Stelle erreicht, wo der herrliche Vollblutrenner des Barons geduldig seines Herrn wartete.

„Sie kennen ganz genau den Weg zur Villa?“ fragte Henry.

Sie neigte den Kopf.

„Verirren Sie sich nicht!“ Er grüßte und sprengte rasch davon.

Viola sah sich allein. Mit einer gewissen Angstlichkeit führte sie die Nachtschatten und Seerosen, die sie in der Hand hielt, an die Lippen, ein heißer, scheuer Ruß zitterte auf den Blumen.

Auf dem Rückwege mußte Viola wieder dem rothen Hause vorübergehen, noch immer standen die Fensterflügel zum großen, ab und zu vom Gutsherrn bewohnten Saale offen. Derselbe sah feierlich aus mit seinen bildergeschmückten Wänden und dem glatten Parketboden. Auf einem Tischchen lag auf silberner Schaal eine halb abgebrannte Cigarrette und in einer Ecke stand das bereits erwähnte Violinpult mit dem Notenheft.

Seltzam! Viola vertiefte sich förmlich im Anschauen dieses fast leeren, weiten Saales. Nur mit Widerstreben wandte sie den Kopf, ihr Blick fiel auf die vom Baron erwähnte Pforte aus Gußeisen.

Wenige Schritte von der Löwentreppe entfernt, bildete sie in der That die Grenze, denn hinter ihr schlängelten sich zierliche Wege an rauschenden Fontainen und weißen Götterbildern vorüber, bis zum neuen Schlosse, von dessen Binnen eine Fahne wehte.

Das alte Herrenhaus, das neue Gebäude, der Park dazwischen, den die Abendsonne mit ihren letzten Lichtern umfloß, schienen Viola von einem über Alles geliebten Zauber umgeben.

In tiefe Gedanken verloren, schritt sie am Ausgang des wilden Parkes über die prächtige, zu beiden Seiten mit feierstehenden Drachen geschmückte Steinbrücke, dem mit niedlichem Thurm versehenen Apothekenhäuschen und mehreren größeren Buden vorüber, bis zu der mächtigen, ganz aus Granitquadern erbauten Kirche, die, auf einem freien Platze stehend, einen imposanten Anblick gewährt.

Viola schritt die flachen Stufen der Treppe hinauf bis zu den, in Steinischen eingefügten Gestalten zweier Apostel, die rechts und links das Portal schmücken. Die Thür war geschlossen.

Wie bedauerte Viola diesen Umstand! Sie hätte viel darum gegeben, hätte sie in diesem Augenblick die Kirche betreten dürfen, um zu beten, für das Wohl Henry Teria's und ihr eigenes.

VII.

„Kind,“ sagte am nächsten Sonntage Frau von Rödewitz, sich mit Viola an den auf dem Balcon gedeckten Tisch setzend, „ich habe einen Einfall!“ Wir wollen anspannen lassen und zum Tempelberge fahren, um unsere Nachmittagschokolade oben auf dem Berge in harziger Tannenluft einzunehmen. Bist Du dabei, Kleine, so klinge nach Lucie.“

Viola lachte und schellte nach Lucie. Die Kammerfrau erschien, die Sachen zur Herrichtung der Chokolade wurden eingepackt, dem Kutscher der Befehl gegeben, anzuspannen, und bald saßen Mutter und Tochter im

Fond der Kalesche und rollten dem Tempelberge zu. Frau von Rödewitz lehnte sich behaglich in die grauen Seidenpolster zurück.

„Welch' ein herrlicher Nachmittag! Lamartine würde denselben beschreiben als ein Gemisch von Sonnengluth und Blumenduft! Ach, nun geht's in den Wald, es wird im Walde merklich kühler! apropos, Kleine, hast Du für den Abend Deinen warmen Mantel mitgenommen?“

Viola verneinte.

„Ach, der Kutscher muß zurück und ihn holen.

Du würdest Dich sonst erkälten, mein süßer Liebling.“

Der Tempelberg ist ein mächtiger Berg, der, eine Landzunge bildend, steil zum See hinabfällt. Mit Laub- und Nadelholz bewachsen, bietet er, besonders von dem auf seiner Höhe sich befindenden, höchst romantischen Säulentempel aus, dem Auge einen wunderbar schönen Blick auf den tiefblauen See, die Ruine und das gegenüberliegende weiße Schloß des Guts Herrn.

Unweit des Tempels befinden sich Bänke und Tische unter üppigen Rußbäumen.

Frau von Rödewitz und Viola machten es sich bequem.

Inzwischen kam ein älterer Herr langsamen Schrittes den steilen Bergabhang hinauf. Auf der Höhe angelangt, blieb er stehen, nahm den Hut ab und fuhr einige mal mit seinem Taschentuche über die erhitzte Stirn.

Er mußte ein großer Naturfreund sein, denn die Aussicht vor ihm entlockte ihm mehr als einmal den Ruf: „wie schön! immer wieder überraschend schön!“ Es schien, als würde es ihm schwer, sich von dem poetisch-melancholischen Anblick, der sich ihm bot, loszureißen.

Die Abendsonne tauchte die Landschaft in Gluth. Der Herr athmete tief auf.

„Nicht wahr, das ist erhaben?“ redete er die Damen unter den Rußbäumen an. Ein leichtes Staunen spiegelte sich in den Augen der Frau von Rödewitz, im nächsten Augenblick jedoch wandelte sich der hochfahrende Blick der vornehmen Dame, sie sah in die geist- und gemüthvollen Züge des Herrn und lächelte.

Er verneigte sich.

„Frau von Rödewitz,“ sagte er verbindlich, „nicht wahr? Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich Ihnen als Doctor Karr vorstelle! Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ fuhr er fort, während ein feines Lächeln sein Gesicht verschönte, „daß ich mich Ihnen so formlos genähert habe, in unserm Herthaburg ist es vielleicht erlaubt, etwas Ceremoniell abzustreifen.“

Frau von Rödewitz erhob sich und reichte dem Doctor die Hand. Sie war entzückt.

„Ja, lassen Sie uns das Ceremoniell abstreifen, es gehört der Großstadt an! Ich will durch nichts auf diesem wunderbaren Fleck Erde an das Leben der großen Stadt erinnert sein!“

Sie bat den Doctor, Platz zu nehmen.

„Wie oft habe ich mich danach gesehnt, mit natürlichen, harmlosen Menschen zu verkehren! das Ceremoniell, dieses steife Formenwesen läßt es doch nie zu einem wirklichen Herzensaustausch kommen!“

„Das ist ein Uebelstand,“ sagte Doctor Karr, „den ich aufrichtig bedauere, gnädige Frau.“

Die Menschen sind auf einander angewiesen.

Giebt es doch kaum etwas, was uns mit mehr Befriedigung erfüllt, als ein Verkehr mit Menschen, die — so verschieden sie mit uns auch sein mögen — doch in unsern Hauptinteressen mit uns eins sind.“ „Das ist's!“ rief Frau von Rödewitz lebhaft.

„Aber wie, wenn die Interessen sich in keinem Punkte berühren? oder wenn, was noch schlimmer ist, diese geistigen Interessen, sei es durch eine unglückliche Naturanlage, durch eine verschrobene Erziehung oder Lebensweise, auf ein Minimum reducirt sind, welchen geistigen Nutzen kann in diesem Fall die Geselligkeit gewähren?

Wir fühlen uns unbefriedigt mitten in der Gesellschaft und dieses Unbefriedigtsein kann so weit gehen, daß wir Misanthropen werden, die in ihren besten Stunden von absoluter Einsamkeit träumen.“

Doctor Karr schüttelte den Kopf.

„So weit dürften wir es nie kommen lassen, gnädige Frau! Es lebt doch schließlich in jedem Menschen eine Saite, die harmonisch klingt, wenn wir sie berühren. Es kann ja vieles Schöne in einer Menschenseele durch eine oberflächliche Erziehung oder eine verkehrte Lebensweise unterdrückt werden, ganz verloren gehen kann es nicht.“ „Glauben Sie, Herr Doctor! vielleicht liegt die Schuld an uns.“

Wir geben uns eine gewisse Mühe und verzweifeln, wenn wir keinen Erfolg sehen.“

Frau von Rödewitz erhob sich und schritt an den Abhang des Berges.

Unten plätscherte leise der See, leise und träumerisch, die letzte Gluth der Sonne lag auf dem Wasser.

Mit feuchten Augen wandte sich Frau von Rödewitz an Doctor Karr, der an ihre Seite getreten war.

„Wie schön ist Gottes Natur! mir fallen immer die Dichtermorte ein: in Deinem Thau möcht ich gesund mich baden!

Wenn mein Mann mit seiner Familie in solch' einem schönen, weltvergessenen Erdenwinkel wohnen dürfte! Ach, es geht nicht! Das sind Träume! in

seiner Stellung als hoher Beamter gehört er der Welt an, ich als seine Frau ebenfalls. Ich kann mich nicht vom allgemeinen Brauch lossagen, wie fatal mir auch oft der lästige Zwang wird."

Frau von Rödewitz schlang bei diesen Worten den Arm um Viola und näherte sich dem alten Tempel. Sie wandte den Kopf nach dem hinter ihr schreitenden Doctor.

"Wie alt muß der Tempel sein! so verwittert ist der Boden, es hat sich Moos zwischen die Steine gedrängt, nur die Säulen sind ausgezeichnet gut erhalten." „Der Tempel hat eine Geschichte. Vor ungefähr zweihundert Jahren ist er errichtet worden zum Andenken an ein Kaiserlob, betreffs der herrlichen Aussicht von diesem Punkte aus. Wollen Sie sich die Mühe nehmen und die Stufen hinaufsteigen, gnädige Frau? Vielleicht setzen Sie sich auf jene Steinbank. Der Blick ist lohnend. Sehen Sie das weiße Schloß drüben? das ließ der Vater unseres Barons für seine junge Frau erbauen.

"Sie haben dieselbe gekannt? Pardon, Herr Doctor, wie lange sind Sie schon in Serthaburg?"

"O, seit einer ganzen Reihe von Jahren!

Ich habe ja noch den Großvater unseres Barons erlebt, den Baron Eduard Feria, der wohnte noch im alten Parkhause, er in einem Flügel, seine Frau im andern, die Beiden lebten unglücklich. Uebrigens verbrachte der Baron den größten Theil des Jahres in der Residenz. Die Baronin trug stolz und schweigend ihr Leid, sie ging ihrem Manne geflüstert aus dem Wege, hätten sie sich ausgesprochen, es wäre vielleicht besser gewesen, denn Eduard war weichen Charakters, wie alle Feria's.

Das waren traurige Zeiten. Ein düsteres Gerücht hatte sich verbreitet: es behaupteten Viele, die junge

Schloßfrau an stürmischen Abenden am Ufer des Sees gesehen zu haben, sehnüchtig in die lockenden Wellen blickend. . .

Ich weiß nichts davon, die Leute pflegen auch oft mehr zu reden, als sie verantworten können.

Die Zeiten wurden besser, als Arnold Herr auf Herthaburg wurde. Er und seine Frau wurden von den Herthaburg'schen angebetet. War das ein Glück! sie war aber auch reizend, die junge Fürstin Leonie! sie war schon Mutter von zwei Kindern und war noch so schlank und lieblich wie ein ganz junges Mädchen.

Mir ist eine Scene lebhaft in der Erinnerung geblieben: Baron Arnold saß am Flügel und spielte einen Walzer, während unser jetziger junger Gutsherr Henry mit seiner Schwester Leofadie im Saal herumtanzte. Das sah allerliebste und überaus komisch aus.

Die Baronin lehnte lachend an einem Thürpfeiler. Ich stand in ihrer Nähe. „Voyez, voyez done les enfants!“ rief sie und sah sich nach mir um mit ihren leuchtenden Kinderaugen — mir wurde ganz warm um's Herz.“

„Die Ferial's starben früh?“ fragte Frau von Rödewitz.

Der Doctor nickte. „Der Baron verunglückte auf einem Ritt, die Baronin wurde leidend, die Aerzte schickten sie nach Meran.

Ich begleitete den jungen Baron zu seiner Mutter und hatte somit Gelegenheit, die Baronin zu sehen.

Die zarte Frau war in wenigen Wochen zu einem Schatten geworden! Bleich und abgemagert, lag sie auf der Couchette! „Sehen Sie, Doctor,“ sagte sie mir mit trübem Lächeln und deutete auf ihren Arm: *quel joli bras!*“

Der Doctor schwieg bewegt.

Unten am Fuß des Berges hatte ein Wagen angehalten.

„Da kommt meine Frau mit den Kindern,“ sagte Karr und gleich darauf: „Ach, Fräulein Kolzow!“

Er begrüßte eine junge Dame, die, auf einer bequemen und dabei zierlichen Droschke sitzend, ihr Pferd selbst lenkte und im Galopp den Berg heraufgefahren kam.

„Meine Frau, Fräulein von Kolzow — Frau von Rödewitz,“ stellte der Doctor vor und zu Frau von Rödewitz: „An Sonntagnachmittagen finden sich häufig ganze Gesellschaften auf dem Tempelberge zusammen. Es ist gar nicht unmöglich,“ fügte er hinzu, „daß auch Lievenhof und Lara und unser Baron erscheinen.“

Doctor Karr wandte sich jetzt an seine Frau, die mit Hilfe ihrer Begleiterin, einer blonden, jungen Dame, den mitgenommenen Kaffee präparirte. „Liebe Zulinka, dazu ist es nun wohl eigentlich schon zu spät! Apropos, warum sind Sminsky und Bergen nicht mitgekommen, wie es ihre Absicht war?“

„Sie versprochen, nach uns hier einzutreffen,“ erwiderte die Doctorin. „Ich fürchte jedoch, daß sie sich in eine Partie Whist vertiefen werden.“

„Da sind Ihre Kurgäste, Herr Doctor,“ rief Nadia Kolzow. In der That, es kam eine Reitedroschke herangerollt, auf der zwei Herren saßen. Fräulein Kolzow begrüßte dieselben sehr ungenirt. Der Pole, der die Zügel seines Pferdes noch in der Hand hielt, machte auf dem Rasen eine sehr elegante Verbeugung.

„Sie haben sich also bei der Partie Whist so gut amüsirt?“ fuhr Nadia fort.

„Wie? Warum glaubten Sie uns am grünen Tische, gnädiges Fräulein? das ist ungerecht.“

„Ich weiß nicht,“ lachte Radia. „Fragen Sie die Doctorin!“

Man näherte sich dem unter den Rußbäumen gedeckten Tisch.

„Eine Viertelstunde später und Sie wären Ihren Kaffee quitt gegangen, meine Herren,“ sagte die Doctorin in ihrer etwas derben Weise.

Der Pole antwortete nur durch eine Verbeugung, Herr von Bergen dagegen sagte: „So grausam wären Sie gewiß nicht gewesen, Frau Doctorin. Sie wissen ja, wie sehr ich Ihren Kaffee verehere.“ Zu Radia gewandt: „Ihr Herr Onkel hat Sie nicht begleitet,“ gnädiges Fräulein?“

„Nein. Onkel Otto ist verreist, er ist jetzt nie zu Hause, es ist in Lievenhof oft zum Sterben langweilig. Uebrigens verlasse ich Lievenhof in diesen Tagen. Es gefällt mir in diesem Sommer nicht. Ich gehe an den Strand.“

In diesem Augenblick kam ein leichtes, elegantes Fuhrwerk herangerollt. „Es sind die Ferial's!“ rief Radia, „und monsieur le baron kutscht selbst.“ Henry half seiner Schwester aus dem Wagen, allgemeiner Jubel empfing die Neuankommenden.

Nachdem der Baron einige höfliche Worte mit Frau von Rödewitz und Viola gewechselt und seine Freude darüber ausgesprochen, daß es den Damen in Herthaburg gefiel, grupperte man sich auf's Neue um den Kaffeetisch. Die Doctorin goß ihren Gästen die zweite Tasse ein. Die Unterhaltung war eine angeregte, besonders Frau von Rödewitz zeichnete sich durch große Lebhaftigkeit aus. Sie erzählte viel aus dem Auslande, in der anmuthigen Art der großen Welt dame, das Gespräch spielte auf die Kunst hinüber, Frau von Rödewitz sprach lebhaft und animirt von der Psyche Canova's, die zu sehen, sie mehr als einmal Gelegenheit

gehabt hatte. „Es ist etwas Wunderbares um die Kunst,“ schloß sie. „Ein berühmter Theologe hat einmal gesagt, sie sei ein Belauschen der Natur in den Momenten, wo sie von der Welt der Ideen durchzuckt und verklärt ist. Dieses ideale Dasein nun versucht der Künstler festzuhalten.“ Der Baron nickte. „Er ist nach Goethe Herr und Slave der Natur, indem er frei, schöpferisch und idealisirend mit den der Natur entlehnten Originalen waltet. Welchen Schleier der Schönheit weiß er über Alles zu breiten! Selbst über die Abgründe des Verderbens und des Todes!“ Henry hatte ebenfalls die romantische Villa Karlotta und die Psyche gesehen; er schwärmte für dieselbe.

„Sie ist rührend,“ sagte er, „in ihrer marmornen Schönheit! Und dann, die Umgebung der Villa!

Ich war gerade zur Rosenzeit da; eine Welt voll köstlicher, schlafumfangener Blüthen umgiebt die Halle, in der die Psyche athmet, dann kommen die Myrthenbüsche und Lorbeerbäume!

Tief unten liegt der Komerssee mit seiner Schwermuth!“

Die Gesellschaft saß noch kurze Zeit am Kaffeetisch, dann erhob man sich und promenirte umher.

Niemand dachte an Aufbrechen, und wie hübsch wurde es auf dem Tempelberge, jetzt, wo hier und dort bunte Lampen zwischen den Tannen ausblitzten. Der Mond war aufgegangen und goß sein silbernes Licht über den alten Säulentempel.

„Dieser Tempel,“ sagte Doctor Karr, „könnte viel erzählen, hat er doch die Belagerung des Schlosses und das tragische Ende der Herthaburg angesehen! Wie düster die nackten, halb zerbröckelten Wände aus den Wassern emporragen! es liegt doch eine geniale Traurigkeit in dieser Trümmervelt!“

Das Gespräch lenkte auf die Herthasage ein.

„Die kleine Gertha soll ja gar keine Ruhe finden,“ sagte Fräulein L., eine Verwandte der Doctorin und zugleich Gehilfin in der Wirthschaft. „Ganz kürzlich noch erzählte mir ein Fischer, er hätte in hellen Mondscheinnächten die Gertha auf der Insel umherwandeln gesehen, in langem gespenstischem Gewande.“ „O,“ rief Baronesse Leofadie: „Keine Gespenstergeschichten, wenn ich bitten darf!“

Doctor Karr, haben Sie nicht eine Beruhigungs-limonade? Lieber, lieber Doctor, eine kalmirende Limonade!“ Karr lachte.

Gespenster existiren nicht, gnädige Baroneß! Das ist Alles dummes Zeug, Geschwätz der Leute!“

Er schritt bei diesen Worten quer über den Steinboden des Tempels auf Viola zu, die an einer Säule lehnte.

Ihre Augen erschienen in der ungewissen Beleuchtung nachtschwarz und ihr Gesicht war todtensbleich.

„Sie sind nicht wohl,“ sagte Doctor Karr und faßte Viola's Hand. „Nein, es ist kein Fieber, aber die Spukgeschichte hat Sie aufgeregt. Da muß ich Ihnen, wie der Baronesse sagen: es existiren keine Gespenster! das ist die beste Kalmirungslimonade, kleines Fräulein!“

Leofadie hatte sich Viola genähert.

„Sie fürchten sich auch,“ sagte sie mitleidig. In ihrer kindlichen Weise schlang sie die Arme um Viola.

In diesem Augenblick ertönte vom Thale herauf rauschende Musik. Alles war entzückt darüber, man fragte sich, von wem die Ueberraschung ausgehe, nur Bergen lächelte geheimnißvoll, er eilte fort und kehrte mit der Doctorin am Arm zurück.

„Hier, meine Herrschaften, haben Sie sich zu bedanken.“

Allseitiger Dank wurde der Doctorin zu Theil.

„Du bist immer eine kapitale Frau, Zulinka!“
sagte ihr Mann.

Die Doctorin lachte.

„Ich habe Glück gehabt, Schatzchen. Es sind durchziehende Musikanten, die ich unten im Thal abfaßte. Was meinen Sie zu einem Tänzchen, meine jungen Herrschaften?“

Die Aufforderung wirkte; es bildeten sich sogleich mehrere Paare, die sich nach den Klängen der Musik auf dem Rasen bewegten. An einer Säule des Tempels lehnte der Gutsherr. Nadia Kolzow näherte sich ihm.

„Warum so schweigsam, Baron?“

Sie sind entsetzlich!“

„Geben Sie mich auf, Fräulein Kolzow! Ich weiß, Sie mögen das genre ennuyeux nicht.“

„Es ist wahr, aber seien Sie lustig. Baron.“

Er seufzte: „Es geht nicht.“

Der Doktor bestellte seinem Liebling Sminsky zu Ehren eine polnische Mazurka. Herr von Bergen engagirte die Baronesse, der Pole Viola.

Leokadie dankte, sie hatte so gerast, daß sie für die Mazurka passen mußte.

Viola tanzte mit dem Polen, zu seiner kraftvollen Grazie bildete ihre Anmuth den schönsten Contrast.

Der Doctor war bezaubert, in seiner Begeisterung wandte er sich häufig an Henry, der, den Kopf zurückgeworfen, mit flammendem Auge dem Tanze zusah.

Die Mazurka war zu Ende, der Pole machte seine tiefste Verbeugung, dann führte er Viola zu der Steinbank des Tempels, Henry glaubte zu bemerken, daß er ein Knie vor ihr beugte.

Heiß wallte es in ihm auf, aber er wurde sich dessen nicht bewußt, daß es ein völlig ungerechter Mergel war, der ihn erfüllte.

Mit finsterner Stirn stand er vor Viola.

„Sminsky hat Ihnen eine Liebeserklärung gemacht?“

Sie schüttelte den Kopf, ein leichtes Erschrecken überflog sie, sie war ganz blaß geworden und die Schatten unter ihren Augen verdunkelten sich.

„Sie verstehen es ja sehr gut,“ fuhr Henry fort, einen galanten Polen, der nebenbei auch sehr schön ist, zu feuriger Liebeserklärung zu veranlassen“. . .

Viola antwortete nicht. Ein glühendes Roth bedeckte ihr Gesicht. Sie stand auf und schritt den Abhang des Berges hinunter.

Unten, wo der Fuß des Berges den See berührt, befand sich eine Brücke, an die einige kleine Böte mittelst Ketten befestigt waren.

Viola stand auf der Brücke und lehnte sich mit nassen Augen an das Geländer.

Der Baron eilte ihr nach.

„Verzeihen Sie,“ rief er in plötzlicher Reue leidenschaftlich aus.

„Sie sind mit Ihren Anschauungen und Begriffen aus dem Feenlande, wie schwer müssen Sie gerade jede Kränkung dieser plumpen Welt empfinden!

Ich sehe ein, daß ich Unrecht hatte.“

Er lehnte sich neben Viola an das Geländer und sah sie erregt und fragend an.

Der Zauber seines Wesens war nicht wiederzugeben.

Ein melancholisches Lächeln zuckte über Viola's Gesicht. Sie reichte ihm die Hand. Er behielt sie in der Seinen, dann gab er sie feuzend frei.

Er war sehr bleich geworden, und zum ersten Mal bemerkte Viola, daß seine Augen feucht und glänzend waren.

„Ich sah einmal eine kleine, weiße Rose,“ sagte er wie in halbem Traume zu sich selbst. „Sie entschwand

meinem Blick, kürzlich fand ich sie wieder, am Ufer eines Sees, aber war es nicht zu spät. . .“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Viola zitternd.

Sie ging über die Brücke, eine plötzliche Schwäche überkam sie, so daß sie wie ein todtmüder Schmetterling taumelte.

Oben auf dem Berge stand Nadia Kolzow. Sie eilte auf Viola zu, sobald sie sie erblickte.

„Die Herren der Jetztzeit sind affreusement langweilig,“ sagte sie, ihren Arm nehmend.

„Dem Baron Feria verzeihe ich es noch, denn der soll ja, wie mir eine befreundete Familie in der Residenz erzählte, Bräutigam sein. . .“

Fräulein Kolzow unterbrach sich.

„Herr Doctor,“ rief sie Karr zu, der damit beschäftigt war, eine herabgefallene Lampe an einem Lannenast zu befestigen.

„Kommen Sie schnell! Fräulein Rödewitz ist über eine Baumwurzel gestolpert und dabei ohnmächtig geworden.“

VIII.

Der Doctor ließ seine bunte Lampe liegen und eilte herbei.

„Bringen Sie Wasser!“ rief er einer sich in der Nähe befindenden Magd zu.

Er benetzte Viola's Stirn und Schläfen mit dem kalten Wasser, das die Magd schnell herbeigebracht, es rief Viola in's Leben zurück.

„Wie geht's Dir, mein Liebling?“ fragte Frau v. Rödewitz, die erschreckt hinzugekommen war.

„Besser?“ „Das ist schön! Aber wir wollen sogleich nach Hause fahren, die Abendluft ist schon viel zu feucht und kalt für Dich.“

Sie winkte den Kutscher heran und verabschiedete sich in der ihr eigenen höflich-herzlichen Weise von der Gesellschaft.

Die Fahrt in der Nachtlust ließ Viola trotz ihrer warmen Umhüllung mehr als einmal zusammenschauern.

Frierend, sich krank und unbehaglich fühlend, lehnte sie sich todtmüde in die Wagenkissen zurück, der Mond, der ihr Antlitz beschien, machte dasselbe noch bleicher.

„Wie Du mich erschreckt hast, Kleine,“ sagte Frau von Rödewitz und neigte sich zu Viola und küßte mit grenzenloser Zärtlichkeit ihr weißes Gesichtchen.

IX.

Unterdessen herrschte auf dem Tempelberge allgemeiner Aufbruch, Alles kehrte in den bequemen Equipagen nach Hause zurück.

Leofadie war von der neuen Bekanntschaft ganz eingenommen.

„Wie haben denn Dir die Rödewitz, Mutter und Tochter gefallen?“ fragte sie den Bruder, nachdem sie in Schloß Feria angekommen waren. „Ist die Mutter nicht süperbe, und die Tochter ein reizendes Geschöpfchen? ein verkörpertes Feenmärchen? Heirathe sie, Henry! mit diesem guten Rath werde ich mich übrigens von Dir verabschieden. Ich bin heute zum Umfallen müde. Gute Nacht!“

Sie legte anmuthig den Kopf auf seinen Arm und sah zu ihm auf, er küßte sie.

„Gute Nacht, Leofadie!“

„Aber Du mußt mich begleiten, Henry! mir fallen alle Geschichten ein! Ich fürchte mich!“

„Närrchen!“ lachte der Baron. Er stand auf, ergriff ein Licht und begleitete die Schwester durch mehrere Säle bis an ihr Schlafgemach, das im linken Flügel lag.

„So, Gott sei Dank,“ sagte Leokadie. „Jetzt bin ich in meinem lauschigen Neste angelangt.“

A revoir, Henry, merci beaucoup.“

Sie nickte ihm freundlich zu und schloß die Thür.

Henry kehrte in den Saal zurück, dort warf er sich in einen Lehnstuhl, das Licht, das vor ihm brannte, beleuchtete voll seine düstern Gesichtszüge. Er fühlte sich eben grenzenlos elend.

Er dachte an Viola. Das Verlöbniß mit Madelon würde sich ja lösen lassen; das war es nicht, was ihn quälte, aber würde er Viola je glücklich machen können? Er zweifelte daran, wie peinigend war der Zweifel! Sie hatte einige Mal so vertrauensvoll zu ihm aufgesehen, wie zu Jemandem, in dessen Hände man gern sein Leben legt.

Heiße Röthe bedeckte die Stirn des Barons: er fühlte sich dieses Vertrauens unwürdig. Wenn man mit sich selbst zerfallen ist, wie kann man ein anderes Wesen beglücken!

Und Viola mußte doch glücklich werden, zu bitteren Enttäuschungen war sie viel zu gut und zu schön!

Henry erhob sich und öffnete die Fensterflügel.

Er lehnte sich weit hinaus, wie er es in Sommer-
nächten zu thun pflegte. Sein Blick verlor sich in den Sternenhimmel. War sein Geschick ihm auch vor-
gezeichnet wie jenen Sternen dort? und mußte es sich erfüllen?

Der Baron dachte an viele seiner Bekannten, denen das Leben Alles geraubt hatte und die dennoch

ihr freudenarmes Dasein mit Ruhe und Gleichmuth ertrugen. War es Hoffnung und Glaube, die jenen Menschen Alles tragen halfen?

Aber gab es denn wirklich ein Fortleben nach dem Tode, ein besseres Leben, das mit diesem versöhnen konnte? War der Vorgang der Auferstehung der Todten nicht ein mit dem Verstande gar nicht zu fassender, unerklärbarer?

Gab es etwas Dauerndes, würde nicht vielmehr Alles in das Nichts zurücksinken, aus dem es entstanden?

Wenn ich den Glauben hätte, dachte der Baron, es stünde vielleicht anders mit mir und meinem Leben!

Die Zeit, da er als Konfirmande mit zitternder Seligkeit das Abendmahl genommen, erfüllte seine Seele in diesem Augenblick wie ferne Musik, wie Melodien, deren man sich kaum mehr entsinnen kann!

Wie lange schon war er der Kirche fern geblieben und doch! war das Leben nicht die sinnloseste der Komödien, wenn es jenen einen idealen Zweck nicht hatte, den er hatte leugnen wollen durch so viele Jahre hindurch!

X.

In dem geräumigen Speisesaal von Schloß Lievenhof war eine ansehnliche Herrengesellschaft um den massiven Eßtisch aus Eichenholz versammelt, bestehend aus den Herren der um Lievenhof belegenen Güter, ferner dem Gerthaburg'schen, dem Laraschen Herrn und mehreren anderen.

Es ging sehr munter her, es wurde gescherzt und gelacht und dem vorzüglichen Souper zugesprochen, das die stattliche Wirthin Otto Seefeldt's den Gästen servirte, auch der Wein aus dem renommirten Keller

von Lievenhof fand natürlich seine Anerkennung. Der Hausherr selbst war nicht anwesend, doch wurde er bald zurück erwartet. Man nahm daran keinen Anstoß, denn der Lievenhof'sche hatte es sich ein für allemal ausbedungen, daß, wenn er bei Ankunft von Gästen zufällig nicht zu Hause sei, diese es sich an nichts fehlen lassen sollten.

„Schade, daß Otto nicht da ist,“ sagte sein Vetter aus Lara, ein hochgewachsener Mann mit vornehmen Manieren, „ich möchte ihm mein Compliment machen in Bezug auf diesen herrlichen Rebenjaft.“

Die Herren lachten und meinten, daß ein derartiges Compliment Otto Seefeldt kaum überraschen konnte, da er es bereits zu häufig gehört.

Man sagte dem Laraschen Herrn von Seefeldt nach, daß er gern ein Glas über den Durst trinke, doch schien für's Erste dieses „on dit“ noch unberechtigt, denn trotz der feurigen Complimente, die er dem Traubenjaft seines Veters, diesem Gemisch von „Sonnen-
gluth und Relfenduft,“ machte, trank Nicolai mäßig, erzählte und sprach desto mehr und in so humoristischer Weise, daß er die Tischgesellschaft zu allgemeiner Heiterkeit fortriß.

Nach Tische begab man sich in die gemüthlichen Privatgemächer des Hausherrn, um das vor dem Souper unterbrochene Gespräch über Politik und die Landesangelegenheiten wieder aufzunehmen.

Einige der Herren setzten sich an den Kartentisch, die Wirthin brachte Grog und Punsch herbei — man machte es sich gemüthlich.

Es ging höchst ungezwungen her, hier wurde bei einer guten Bowle disputirt, oft so eifrig, daß man kaum mehr die Stimme der Einzelnen unterscheiden

konnte; am Kartentisch ging es ebenfalls sehr lebhaft und animirt zu, während die blauen Rauchwolken der Cigarren die Räume füllten.

Eine Equipage rollte vor die große, einer Veranda ähnlich sehenden Freitreppe.

Der Diener schloß die Hausthür auf, statt des erwarteten Hausherrn trat Pastor Leist ein.

Die Herren erhoben sich und begrüßten den jungen Geistlichen.

„Sie haben heute in Ihrem Filial gepredigt, Herr Pastor?“ fragte Henry. „Wie sieht es denn in Bresthof aus? was macht der alte General, hat er sich getröstet über den wahrscheinlichen Verlust seines Faktotum?“

„Dasselbe befindet sich in der Besserung, Herr Baron,“ erzählte Pastor Leist.

„Wie? unmöglich! Doctor Karr hat ihn vor einigen Tagen als hoffnungslos aufgegeben.“

Der Pastor nickte. „Es ist eine plötzliche Besserung eingetreten. Das wie und wodurch ist unerklärt. Ist Karr nicht hier? Ich hörte unterwegs, er sei in Lievenhof und da mein Weg mich nahe dem Gute vorüberführte, wollte ich es nicht versäumen, dem Doctor von dem wunderbaren Umschlag in dem Zustande des Kranken Mittheilung zu machen. Der General,“ fügte der Pastor hinzu, „freut sich unendlich über die zu erwartende Genesung seines alten Dieners.“

Der Baron lachte.

„Sonderbarer Kauz, dieser alte, bald neunzig-jährige General v. B.! Wie viel läßt er sich oft von seinem Faktotum, das seit vierzig Jahren, seitdem der alte Herr sich in den Ruhestand begeben, bei ihm ist, gefallen, ja, er läßt sich von ihm beherrschen, tyrannisiren, dabei zittert er für sein Leben, er kann ihn nicht mehr mißsen, da sieht man, was die Gewohnheit macht.“

Der Baron erhob sich und begrüßte herzlich den soeben eintretenden Hausherrn.

Niemand hatte ihn anfahren gehört, sein plötzliches Erscheinen brachte allseitige, freudige Ueberraschung hervor: Otto Seefeldt schien, trotz seines ernsthaften Wesens, der Liebling der Gesellschaft zu sein.

Sich vergnügt die Hände reibend, trat er in den Kreis der Herren und sprach seine Freude darüber aus, seine lieben, nahen und ferneren Nachbarn so gemüthlich in seinem Hause versammelt zu sehen.

Dann trat er auf den jungen Geistlichen zu und schüttelte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Pastor. Wie geht's bei Ihnen? Sie hatten mir schon lange Ihren Besuch angekündigt.“

„In der That, Herr von Seefeldt. Ich bin leider bis jetzt nicht dazu gekommen. Ich wollte Ihnen von dem rüstig vorwärts schreitenden Bau des Schulhauses erzählen, außerdem mir Ihren Rath in einigen Klagesachen erbitten.“

Seefeldt nickte. „Haben Ihre Bauern noch nicht gezahlt?“

Nein? trotz der vielen Mahnungen! das ist empörend! es reißt eine solche Nachlässigkeit ein, wenn sie den Termin nicht innehalten! Und dann diese ewigen Restanzen!“

Herr von Seefeldt ließ sich noch weiter darüber aus.

Tief in der Nacht trennten sich die Herren.

Der Larasche Herr war sehr lustig geworden, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen, trotzdem aber behauptete er, morgen keinen Rater zu haben, weil die Bowle so gut gewesen sei.

Otto wandte sich an Teria. „Ich sehe nicht hin,“ flüsterte er ihm zu, „den Rater, den er morgen haben wird! Er verträgt aber auch so fabelhaft wenig.“

Der Baron lachte. „So eifernest wie Du, Otto, ist so leicht Niemand. Du könntest Deine sechs Flaschen trinken, ich glaube man würde Dir nichts anmerken.“

„Ah, da traußt Du mir zu viel zu.“

Der Hausherr begleitete seine Gäste auf die erleuchtete Treppe. In diesem Augenblick kam der Doktor in seinem, mit zwei gemüthlichen Braunen bespannten Korbwagen angefahren.

„Willkommen, Doktorchen!“ rief Otto Seefeldt, „warum so spät!“

Der Doktor stieg aus und drückte dem Schloßherrn die Hand.

„Ich wäre gern früher gekommen: ich hörte unterwegs, daß Gesellschaft in Lievenhof sei. Die Pflicht hielt mich zurück. Die Frau des Gesindewirths ist sehr krank. Sie hat zwölf Stunden lang Krämpfe gehabt. Können Sie mir Nachtquartier geben, Herr v. Seefeldt? „Mais sans doute. Ihr Zimmer erwartet Sie, Doktor. Sie müssen fürchterlich müde sein.“

„Ja, ich habe mehrere Nächte nicht geschlafen, ich bin umhergefahren, von Diesem zu Jenem.“ Seefeldt seufzte. „Wenn Sie das Talent besäßen, unterwegs im Wagen zu schlafen. Geht das nicht?“

Karr schüttelte den Kopf. „Heute übrigens war ich im Begriff, etwas einzunicken, es war so still im Walde, nur der Wind rasselte ab und zu in den bunten Blättern. Es ist schon ganz herbstlich geworden. Ich dachte, während ich so allein durch den Wald fuhr, an den Fall, der sich vorigen Herbst in meiner Praxis ereignete. Ich behandelte, wie Sie wissen, den jungen Baron v. K. Er war schwindstüchtig, Meran und Nemo hatten ihm nicht geholfen, er kam hierher, um hier zu sterben.“

An einem sonnigen Herbsttage wandelte ich mit ihm durch seinen Park, der Kranke fühlte sich an diesem

Tage wohler als sonst, er machte Pläne für die Zukunft, während langsam ein Blatt nach dem andern von den Bäumen schwebte und die wenigen, die noch übrig waren, gezählt schienen, wie dem Auge des Arztes die Tage des Kranken. Als der Herbst das letzte bunte Blatt abstreifte, da lag der Jüngling auf seinem Sterbebette.

Die Scene, die folgte, war ergreifend.

Sie waren zugegen, Herr Pastor, erinnern Sie sich jenes leuchtenden Blickes, mit dem der Sterbende die Hand nach dem Kelch ausstreckte, den Sie ihm boten?"

„Gewiß,“ entgegnete Pastor Leist. „Ich habe an manchem Sterbebett gestanden, aber einen solchen Eindruck hat noch keines auf mich gemacht.

Jener Jüngling hatte die Welt vergessen, er schied aus ihr ohne Kampf und ohne Bedauern!

Doctor Karr nickte. „Saluez ma mère! sagte er zuletzt noch zu mir. Ach, wie gern hätte ich den jungen Mann seiner fernern Mutter erhalten! Aber,“ fügte er hinzu, während das Licht der Lampe blendend auf sein freundliches Gesicht fiel, „was ist die Weisheit des Arztes? man kommt bald zu kurz damit.“

„Nicht doch!“ sagte Pastor Leist. „Wir thun unser Bestes! Freilich, das Gelingen liegt in höherer Hand und oft thut Gottes Gnade ein Wunder.“

Bei diesen Worten des Geistlichen zuckte ein flüchtiges Lächeln wie Wetterleuchten über das düstere Gesicht des jungen Baron von Feria.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Pastor,“ sagte er, „aber an Wunder glauben Sie doch nicht! Der Eine geht diesen Weg, der Andere jenen, der Eine liebt die Rosen und das Sonnenlicht, der Andere die braune Haide bei mystischem Mondschein.

Das Ende ist Nirvana.“

Serthaburg in Livland.

5

Kopfschüttelnd und mit einem Blick, aus dem leise Trauer sprach, sah der junge Geistliche zu Henry Teria's eleganter Gestalt hinüber. Tiefes Mitleid spiegelte sich in den bleichen, leidenden Zügen des jungen Pastors und in den großen, von langen Wimpern dunkel umschatteten Augen, als er sich Henry näherte und mit weichem Tonfall sagte: „das ist gewiß nicht Ihre Ueberzeugung, Herr Baron. Es wäre zu traurig.“ Er verabschiedete sich.

Einen Augenblick später rollte sein Wagen fort.

Die übrigen Herren hatten bereits das gastfreie Haus Otto Seefeldt's verlassen, nur Henry stand noch einen Augenblick neben Seefeldt auf der Treppe.

„Es ist recht spät geworden,“ sagte er, nach seiner Uhr sehend. „Ich werde wohl nun auch nach Herthaburg zurückkehren. Weiß der Himmel, was mir heute ist, Otto! au milieu de la société, il me prend la tristesse, inmitten der Gesellschaft überfällt mich die Traurigkeit!“

Ich fühle mich müde und des Lebens satt!“

Henry betrat mit seinem Wirth dessen Rauchzimmer, wo Beide in dem vor kurzem noch so belebten, jetzt völlig stillen Raum Platz nahmen.

Der Doctor, der todtmüde war, hatte sich zurückgezogen, nachdem er ein kleines Souper eingenommen, das die Wirthin ihm im Speisesaal servirte.

„Es lasten so düstere Erinnerungen auf mir!“ fuhr Henry fort, „die von Zeit zu Zeit in mir erwachen und mich mit Schwermuth erfüllen. Und dann die Nichtigkeit des Lebens. Wozu Alles! Das Glück existirt nicht! und doch ergreift mich zuweilen ein schreckliches Verlangen nach jenem räthselhaften Dinge, was man Glück nennt.“

Es giebt ein Glück, doch nicht für Denjenigen, der es in dieser unvollkommenen Welt sucht! So dachte

Otto Seesfeldt, aber er schwieg, er sah in die räthselhaften Züge seines Freundes, die eine ganze Welt wiederzuspiegeln schienen und — schwieg.

Er wußte, daß ein Gespräch jetzt nothwendig auf das Gebiet der Religion herüberspielen würde und auf diesem Gebiete konnte er sich mit Henry Feria nicht verständigen.

„Der Pastor hat mir heute in kurzen Worten eine Lehre gegeben,“ fuhr Henry fort. „Er sagte mir: Das ist nicht Ihre Ueberzeugung! es wäre zu traurig! Vielleicht war es auch wirklich nicht meine Ueberzeugung, so viel ist gewiß, daß ich in jenem Augenblick grenzenlos unglücklich war.“

Des Doctors Erzählung von dem schwindstüchtigen jungen Menschen erinnerte mich an die beklagenswertheste Stunde meines Lebens.

Es ist eine kurze Geschichte. Ich war Student. In einer Weinlaune hatte ich mit meinen Kameraden gewettet, daß ich kein anderes Mädchen heirathen würde, als ein italienisches Fischermädchen, vorausgesetzt, daß es schön wäre. Einige der Anwesenden zweifelten in ziemlich geringschätziger Weise an der Ausführung dieses Vorhabens. Ich fühlte, wie siedend heiß mir das Blut zu Kopfe stieg, auf den Tisch schlagend, rief ich wüthend aus, daß ich mir vom neapolitanischen Meeresstrande eine Bettlerin aussuchen und sie zur Herrin von Herthaburg machen würde, der ganzen Welt zum Trost.

Meine besseren Kameraden suchten mich zurückzuhalten, es war vergebens! Der Wein brauste in meinem Kopf und wilder Eigensinn hatte sich meiner bemächtigt. In meinem halb berauschten Zustande war ich so verblendet, daß ich es als eine Ehrensache, als eine Verpändung meines adeligen Wortes ansah, meinen Voratz auszuführen! Ich reiste ab; mit der Entnüchterung machte sich die Vernunft wieder geltend; es lag mir

nun nichts mehr daran, meinen Kameraden gegenüber recht zu behalten, aber das Reisen gefiel mir. Ich sah vieles Schöne und reiste weiter, bis ich nach Rom kam. Als leidenschaftlicher Kunstliebhaber und halber Historiker, freute ich mich auf die ewige Stadt, hatte aber das Unglück, gerade in Rom das schlechteste Wetter vorzufinden.

Es regnete; Rom mit seinen Kirchen und Palästen war in trübselige Regen- und Nebelschleier gehüllt, es machte auf mich einen trostlosen Eindruck. Trotzdem versuchte ich es, die Gallerien zu besuchen, allein das Licht war zu ungünstig, ich wollte mir den Eindruck nicht schmälern.

Bestimmt kehrte ich in mein Hotel zurück und beschloß, gar nicht mehr auszugehen.

An der table d'hôte machte ich die Bekanntschaft eines jungen Gelehrten aus Norddeutschland. Er interessirte mich, weil er so feine vergeistigte Gesichtszüge hatte. Ich näherte mich ihm und bald waren wir in ein Gespräch vertieft. Ich erfuhr, daß er brustleidend war, den Winter über hatte er in St. Remo verbracht, seit Kurzem war er in Rom.

Es war ihm ähnlich gegangen wie mir, auch er bedauerte heftig, die ewige Stadt bei so ungnädiger Beleuchtung zu finden; trotzdem aber hatte er schon mehrere Museen besucht und viele der alten Bildwerke gesehen; dieselben interessirten ihn, weil er Archäolog war. Von Rom aus wollte er nach Neapel und die Ausgrabungen in Pompeji besichtigen.

Er wollte ein Buch darüber schreiben.

Meine Römische Bekanntschaft gefiel mir sehr, wir waren häufig zusammen; unterdessen hatte das Wetter sich nicht geändert, es regnete unaufhörlich.

Wir beschloßen, uns die Zeit des Hotel Sitzens durch Kartenspiel zu kürzen, wir begaben uns in den Salon

und begannen eine Partie Whist zu zweien. Es gesellten sich zu uns einige Italiener, die höflich anfragten, ob sie theilnehmen dürften.

„Prenez place, messieurs, s'il vous plaît!“ sagte der junge Deutsche. Er blieb mein Partner, während wir das Spiel zu vieren fortsetzten. Ach! dasselbe wurde zum Verhängniß! Wir geriethen in Streit, ich glaube, es war ein geringes Versehen, eine wiederholte kleine Unaufmerksamkeit meines Gegenüber, was meinen Zähzorn entflammte — ich sagte ihm Schnödigkeiten, er war nervös und reizbar, es gelang ihm nicht, seine Ruhe zu bewahren, ein Wort gab das andere.

Todtenbleich erhob sich endlich der junge Deutsche und übergab mir seine Karte.

In der Umgegend Roms, an einem einsamen Ort, fand das Duell statt.

Mein Gegner war mir nicht gewachsen, ich glaube, seine Hand zitterte, oder wollte er mich schonen, kurz, der Schuß entlud sich in die Luft! Ich war ein guter Pistolenschütze und obgleich mir das heiße Blut in die Augen trat, so verfehlte ich mein Ziel doch nicht — mein junger Freund lag blutend am Boden.

Ich fühlte nun die leidenschaftlichste Reue, ich warf mich über ihn, sein Herz schlug nicht mehr, ich rief seinen Namen, ich erhielt keine Antwort, nur der Wind flüsterte in den hohen Cypressen. . .

Wie eine schreckliche Ironie des Himmels erschien es mir, daß gerade in diesem Augenblick die so lange vermiste Sonne durch die Wolken drang und mit zitterndem Licht das bleiche Haupt des Todten umspielte.

Mit dem neapolitanischen Fischer mädchen, wie mit vielem Andern war es dann für immer vorbei. Ach!

ich habe seitdem gelernt, mich zu beherrschen; aber um welchen Preis!

Seit jener verdammungswürdigen That fällt ein tiefer Schatten auf mein Leben, der nichts verwischen kann!"

"Nur Eins," sagte Otto Seefeldt leise, erschüttert durch die Geschichte seines Freundes. "Ich habe es Dir oft gesagt, Henry."

"Ja, Du hattest recht, Otto! mein Berwürfniß mit der Religion beginnt mich zu quälen!"

Seit letzter Zeit kommt es mir häufig zum Bewußtsein, daß auch jener Gelehrte recht hatte, der von der Religion sagte, daß man sie entweder haben oder sie leiden muß!"

Eine halbe Stunde später rollte der Wagen des jungen Barons Herthaburg zu.

Es lag auf der Landstraße ein eigenthümliches Licht, die Sterne waren noch nicht erloschen, die Morgendämmerung noch nicht völlig angebrochen; im Walde herrschte eine feierliche Stille. Auch in Henry's Herzen war es still geworden, wie ein plötzliches Licht war es über ihn gekommen: er fühlte sich ein anderer.

Vor wenig Stunden noch hatte er verächtlich ausgerufen: Aber an Wunder glauben Sie doch nicht! und jetzt, war nicht doch ein Wunder geschehen?

Er hatte vom Nirvana gesprochen. Glaubte er daran? Nein. Aber er hatte es in momentaner Bitterkeit, in einem Anfall des Lebensüberdrußes gesagt und jetzt mußte er doch zurückkehren, voll Neue, zum neuen Leben, das in ihm erwacht.

XI.

Le soleil s'en va — —

Ende August hat kühle Regentage gebracht; in Herthaburg sieht es schon ganz herbstlich aus, es regnet, ab und zu dringt ein Sonnenstrahl durch die Wolken, aber es ist, als ob die Sonne mit dem Jupiter Pluvius koketirt, sie versteckt sich sogleich und es rauscht ein Regenschauer herab. Erst der September bringt wieder schöne Tage. Als wolle sie für das kalte Regenwetter entschädigen und Himmel und Erde versöhnen, so sendet die Sonne jetzt ihre goldigsten Strahlen, sie spiegeln sich in den Regentropfen und glänzen auf den Spinnweben, die Gebüsch und Strauchwerk überziehen und sich an die feuchten Baumstämme hängen. . . .

Es ist heute ihr letzter Tag in Herthaburg: morgen früh will Frau von Rödewitz die Heimreise antreten.

Die Luft ist weich und milde an diesem Septembernachmittag; eine Stunde ist es so warm, daß man meinen sollte: man wäre im schönsten Sommer, doch die trockenen Blätter und das müde Sonnenlicht belehren, daß es Herbst ist. Wo der kleine, parkähnliche Wald endet, befindet sich ein bescheidenes Häuschen, das eine blutarme, kranke Frau bewohnt, sie steht allein in der Welt da, seit ihr Mann, der Fischer gewesen, in einer stürmischen Nacht im See verunglückt ist.

Frau von Rödewitz mit ihrem reichen, mitfühlenden Herzen hat die kranke Frau in ihrer Nähe häufig besucht und ihr manche Hilfe zukommen lassen; jetzt steht es mit der Frau schlimmer als sonst und in

unsäglicher Dankbarkeit gegen die vornehme Dame, die ihr so viel Gutes erwiesen, verlangt sie nach derselben.

Frau von Rödewitz ist nicht ganz wohl, das viele Regenwetter hat verstimmend auf ihre Nerven eingewirkt und ihr Migräne verursacht, trotzdem zögert sie keinen Augenblick, dem Ruf Folge zu leisten und die arm-selige Hütte der Fischersfrau trost- und hilfreich zu betreten.

So kommt es, daß Viola um diese Zeit, am Nachmittag, wo sie regelmäßig, wenn das Wetter es erlaubt, mit der Mutter einen weiten Spaziergang macht, allein ist. Doch dieses Alleinsein ist Viola beinahe recht. Sie leidet seit einiger Zeit an Fieber und heftigem Kopfschmerz und es wird ihr oft unendlich schwer, dieses häufige Unwohlsein vor den zärtlichen Augen der Mutter zu verbergen und harmlos und unbefangen zu erscheinen.

Viola ist erschreckend bleich, als sie in den Garten hinuntergeht, das welke Laub raschelt unter ihren Tritten.

Einen Augenblick bleibt sie stehen. „Welch' ein herrlicher Tag!“

Im nächsten Augenblick wundert sie sich, das sie sich dieses letzten, ihr geschenkten, schönen Tages doch nicht gebührend erfreut.

Die Herthaburg'sche Luft macht krank!

Viola geht durch den Garten. Wie traurig es dort aussieht! Die süßen, weißen Narzissen, die Jasminblüthen sind längst gestorben, von den Gartenbeeten sehen die letzten Nelken Viola mittheilend an; unter einen Fliederbusch hat sich eine weiße Lemkone gerettet, aber sie sieht todtkrank aus.

Viola bleibt wieder stehen und betrachtet die trübseligen Spereabüsche, die die grüne Wiese umsäumen, dann verfolgt sie den eingetretenen Fußweg, der über die feuchte Wiese bis zum See führt.

Am Ufer, zwischen zwei Weidenbäumen ausgespannt, befindet sich Viola's Hängematte.

Sie hängt noch seit dem Sommer dort. „Armes Ding,“ sagt Viola, „man hat Dich ganz vergessen.“ Sie legt sich auf die Matte und sieht zum blauen Himmel auf, es ist ihr, als ob sie eine leise Sehnsucht dahin verspüre; ihr ist zum Sterben zu Muth, wie derranken Blume unter dem Fliederbusch.

Die Stunden fliegen dahin, Viola merkt es nicht. Die Glieder sind ihr schwer und der Kopf sinkt immer tiefer herab. Die Sonne ist längst gewichen, der Mond steht am Himmel, traumbefangen sieht Viola zu seiner bleichen Scheibe auf.

Aufsteigender Nebel legt sich schwer und feucht auf ihre dünnen Kleider — wie eine, dem See entstiegene Nixe liegt sie im kalten Mondschein regungslos da. Klagend streicht der Wind über die weite Wasserfläche und treibt die Wellen an das steinige Ufer; das ist ein seltsames Rauschen und Brausen, das Viola sich nicht erklären kann und das ihr Kopfweh verursacht.

Da werden in der einsamen Umgebung Stimmen laut.

„Welche Unvernunft!“ ruft Doctor Karr. „So spät noch im feuchten Garten!“

Er beugt sich über Viola und gewahrt das heftige Zittern, das ihre schlanke Gestalt durchfliegt; ein Schatten ernster Besorgniß geht über die freundlichen Züge des Arztes. Ohne ein Wort nimmt er sie auf seine Arme und trägt sie auf dem kürzesten Wege nach Hause.

Wie eine Schneeflocke liegt Viola auf den Armen des Doctors, mit feuchten Augen betrachtet dieser das farblose Blumengesicht der halb Besinnungslosen.

„Was ist mit meinem Liebling?!“ ruft Frau von Rödewitz außer sich und eilt dem Doctor entgegen.

„Wie? unten im Garten eingeschlafen?! wenn es nur kein schlimmes Fieber wird, Doctor.“

„Wir wollen hoffen, daß es nicht der Fall sein wird,“ seufzt Doctor Karr. „Wir müssen die Kleine sogleich zu Bett bringen und tüchtig zudecken.“

Sorgen Sie für einen heißen Trank, gnädige Frau.“ Es folgen unruhige Tage und Nächte. Der Doctor und Frau von Rödewitz weichen kaum von Viola's Krankenlager.

Es ist Abend. In Viola's Zimmer brennt eine Nachtlampe. Frau von Rödewitz kniet am Bett ihres Lieblings und wartet auf die wohlbekannten Schritte des Arztes.

„Mama,“ sagt Viola mit schwacher Stimme.

Gieb mir etwas Wasser. Weißt Du, Mama, ich habe von Henry Feria geträumt und jetzt muß ich immer an ihn denken, immer und immer.“

Unter dem Fenster, von Niemandem gesehen, steht Viola's „Märchenprinz“ wie viele Abende schon! den Blick in leidenschaftlicher Spannung auf das verhüllte Fenster gerichtet!

Wenn der Baron endlich nach Hause geht, so schließt er sich in sein Zimmer ein; als wäre sein Auge geblendet, scheint er für nichts einen Blick zu haben, außer für ein kleines Bildchen, das der Baron seit einiger Zeit beständig bei sich trägt.

Auf dieses kleine Bildchen, das er selbst einmal von dem lieblichen Kinde entworfen und das ihn mit den süßen, traurigen Augen ansieht, pflegt Henry zu schauen, bald mit ruhig-wehmüthigem, bald mit wildtobendem, leidenschaftlichem Schmerz.

XII.

So auch heute, es ist heute Henry's Geburtstag, ein trüber Tag. Der Baron hat sich in sein Zimmer eingeschlossen, Niemandem sichtbar und für Niemand zu sprechen. Die Leute wissen nicht, was dem Gutsheerrn fehlt, sie kommen nach Herthaburg mit den verschiedensten Anliegen, aber sie werden abgewiesen mit dem Bescheid: Der Herr sei nicht wohl.

Henry ist viel stiller als sonst, nur seiner Geige scheint er sich anzuvertrauen, er hat seine Gewohnheit beibehalten, des Abends zu spielen, aber sein Spiel ist anders, als Leofadie es sonst gehört.

Der Baronesse treten jetzt oft die Thränen in die Augen, wenn sie den Bruder spielen hört.

Leofadie wandert ruhelos durch die weiten Säle von Herthaburg, endlich faßt sie sich ein Herz und klopft an die verschlossene Thür des Barons.

Die Thür geht auf. „Was ist Dir, Henry, was fehlt Dir?“ bittet Leofadie leidenschaftlich und in Thränen ausbrechend: „Ach, ich kann es nicht ertragen, Dich so unglücklich zu sehen!“

„Gewöhne Dich daran! Vielleicht kommt noch eine Zeit, wo es besser wird!“

„Ach!“ sagt die junge Baronesse, durch ihre Thränen lächelnd. „Ich möchte Dich so gern glücklich sehen.“

Sie schmiegte ihr schönes Gesichtchen an des Bruders Lockenhaar.

„Sage es noch einmal,“ bittet ihre liebliche Stimme, „daß Du versuchen willst, glücklich zu werden.“

Traurig sahen die dunkeln Augen des Barons in Leofadie's, über ihn gebeugtes Antlitz.

„Zum Glück ist es zu spät! Ein düsteres Vorgefühl sagt mir, daß ich dem Glück meines Lebens fern bleiben werde.“

Es war Leofadie unmöglich, das Gespräch fortzusetzen, in heftiger Erregung verließ sie das Zimmer. Im Saal öffnete sie die Glashür und trat auf die Treppe hinaus, weinend lehnte sie den Kopf an eine der granitenen Säulen. — —

Der Kieß auf der breiten Vorfahrt knisterte, eine Equipage hielt vor der Treppe.

Zwei Damen stiegen aus, in Begleitung eines sehr eleganten jungen Herrn.

Es waren die d'Arbigny's.

„Leofadie,“ rief die Gräfin beim Anblick der jungen Baronesse aus, „il semble, que nous soyons attendues!“

Sie flog auf sie zu und umarmte sie.

„Da sind wir, ma chère enfant! Du wirst uns gar nicht erwartet haben. Madelon wollte Henry an seinem Geburtstage persönlich gratuliren.“

„Das ist sehr freundlich,“ erwiderte Leofadie, aber ihr schönes Gesicht zeigte dabei kein Lächeln, was sie sagte, war eine Phrase und weiter nichts. Für die tadellose Verbeugung des jungen Herrn, den Madelon ihr als Herrn von Lewsky vorstellte, hatte die Baronesse bloß ein hoheitsvolles Kopfnicken.

„Er ist ein jahrelanger Bekannter von uns,“ erzählte Madelon. „Lewsky war mein Spielkamerad, als wir beide Kinder waren, da mußte ich ihn schon mitnehmen, um ihm mein schönes Herthaburg zu zeigen. Außerdem ist heute Henry's Geburtstag und das war der Hauptgrund unseres Kommens.“

„Wo ist denn eigentlich Henry?“ fragte Tante Virginie. „Ist er nicht zu Hause?“

„Er ist in seinem Zimmer, er war in letzter Zeit nicht ganz wohl.“

„Mon dieu! - es ist doch nichts Ernsthaftes? Ach, wie sehr wünsche ich, daß die Hochzeit bald stattfinden möchte! Du kannst Dir gar nicht denken, was für ein Interesse die Welt an dieser Partie nimmt!“

Leokadie sah die Tante starr an, unfähig, ein Wort zu sprechen, wies sie sie in das Empfangszimmer. Madelon und Lewsky folgten.

„Entspricht Herthaburg Ihren Erwartungen?“ fragte die Comtesse. „Finden Sie es schön?“

„Ueber Alles, en présume de vous.“

„Schmeichler!“ lächelte die junge Gräfin und klappte ihren Reisefächer auf. Dann wandte sie sich an ihre Cousine: „Wo ist denn eigentlich mein Bräutigam? wo bleibt er?“

„Er ist in seinem Zimmer,“ erwiderte Leokadie und wiederholte die Phrase von vornhin:

„Er war in letzter Zeit nicht ganz wohl.“

„Böser Mensch! er kann mir nicht genug dafür danken, daß ich seinetwegen die Reise hierher gemacht.“

Wie eine Libelle flatterte Madelon bei diesen Worten durch den Saal. Ihr Blick fiel auf den kostbaren Flügel. Sie setzte sich auf das Tabouret davor. Lewsky trat hinter ihren Stuhl, sie flüsterten mit einander. Madelon wandte ihm häufig über die Schulter ihr lächelndes Gesicht zu.

Bleich und still saß die junge Baronesse neben Tante Virginie auf dem Sofa. Die Gräfin war sehr lebendig und suchte durch ihre Unterhaltungskunst zu wirken, freilich behandelte dieselbe kaum mehr als ein Thema, nämlich das der mannigfachen Zerstreuungen, die „la grande ville de Paris“ der vornehmen Welt biete.

Leokadie war, wie gesagt, sehr still, sie war zu wahr, um Freundlichkeit und Interesse zu heucheln, wo sie sie nicht empfand.

Die Tante unterbrach sich und fragte zum dritten Mal nach Henry.

Dieses Mal wurde Leokadie der Antwort überhoben, denn der Baron trat ein.

Madelon unterbrach ihre leichten lustigen Opern-melodien und eilte auf ihren Bräutigam zu.

„Bonjour, bonjour! also so lange läßt man auf sich warten!“

„Madelon wollte Dich an Deinem Geburtstage überraschen, Henry,“ sagte Tante Virginie, etwas gekränkt über so wenig Anerkennung, aber trotzdem lächelnd.

Du kannst mit Deinem Erfolg zufrieden sein, Tante,“ sagte der Baron, „ich bin in der That grenzenlos überrascht.“

Er trat einen Schritt zurück, während sein Auge den jungen Lewsky streifte.“

„Ich habe ihn mitgenommen,“ rief Madelon.

„Ich wollte Lewsky unser schönes Gerthaburg zeigen. Du hast doch nichts dagegen, Vetter?“

„Nein,“ sagte der Baron kalt.

Die Gräfin war ganz entsetzt. „Il ne te faut pas dire „cousin“ à ton fiancé. Das ist ein schlechtes Omen.“

Ein spöttisches Lächeln überflog Henry's stolze Züge.

„Ah, tant de bruit!“ rief die junge Gräfin ungeduldig. Sie hing sich an den Arm ihres Bräutigams und zog ihn in das Nebenzimmer.

Henry ließ es geschehen.

Sie waren allein.

„Enfin,“ sagte Madelon. „Ich brenne vor Ungeduld, Dir zu sagen, daß ich sehr böse auf Dich bin.

Ich mache die Reise hierher, um Dir zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen und Du, alter Onkel, freust Dich nicht einmal. Hoffentlich wirst Du nicht so unhöflich gegen mich sein, wenn ich Deine Frau bin.“

„Meine Frau! die bist Du noch nicht und wirst es wohl auch nie werden.“

Madelon brach in ein silberhelles Lachen aus.

„Ah! was Du für ein weiser Onkel bist! und dabei so ernsthaft, hu! so schrecklich ernsthaft!“

Was Ihr Deutschen für ein sonderbares Volk seid!

Ihr nehmt gleich Alles so au sérieux! Uebrigens gefielst Du mir früher viel besser und nur so kann ich es mir erklären, daß ich Dich in den acht Jahren nicht total vergessen hatte. Ich war anfangs sehr böse, daß Du meine Briefe unbeantwortet ließeest.“

„Mein Gott! was sollte ich Dir auf Deine Briefe wohl antworten!“

„Du hättest mir doch auch dies und jenes schreiben können. Es machte mich traurig, daß Du es nicht thatest.“

„Traurig? Du sagtest mir, als ich neulich bei Euch in Paris war: Du hättest Dich immer ausgezeichnet amüsirt.“

„Ja, amüsirt habe ich mich, dazwischen aber kamen doch Augenblicke, wo ich mich langweilte und an Dich dachte.“

„Natürlich! Madelon,“ fuhr der Baron fort, indem er ihre beiden Hände ergriff, „bist Du in der That einer tieferen Empfindung unfähig? genügt Dir dieses beständige Haschen und Zagen nach banalen Vergnügungen, dieses flatterhafte Dasein von Stunde zu Stunde? Kommen Dir nie Augenblicke, wo Du über den tiefen Ernst des Lebens nachdenkst?“

„Nein, und wenn sie mir kämen, würde ich sie mir aus dem Sinn schlagen; über den Ernst des Lebens nachzudenken, das überlasse ich den alten Jungfern und alten Tanten.“

„So leicht gehst Du über jede Gemüthstiefe hinweg und doch bildet sie gerade den Hauptreiz des Weibes.

Du wirst mit solchen Dispositionen nie der Liebling Deines Mannes sein, ihn nie glücklich machen."

"Genug!" rief die junge Gräfin lachend.

"Glücklich machen! was Du für ein Pedant bist! Soll ich, meiner Natur entgegen, plötzlich ernst und gesetzt werden, mich vielleicht mit Büchern beschäftigen, die alle den Ernst des Lebens predigen? Du bist ein Schwärmer, Henry! Das halte ich nicht aus, ich brauche Bälle, Gesellschaften, ich bin von Kind auf daran gewöhnt."

"Ich weiß es und beklage Deine Anlage und Deine Erziehung." Er gab ihre Hände frei.

Die Augen der jungen Gräfin sprühten. Ihr Bräutigam hatte sie eben beleidigt.

"Du beklagst meine Naturanlage," rief sie erregt, "weil dieselbe mich befähigt, mich leicht über das, was mir unangenehm ist, hinwegzusetzen und meine Erziehung, weil meine Mutter mich nicht gelehrt hat, Strümpfe zu stricken und für meinen Gemahl eigenhändig eine Suppe zu kochen?!"

"Ja, allerdings finde ich das in Deinem Interesse beklagenswerth."

"Du bist ganz von Sinnen, Henry!"

In diesem Augenblick rollten mehrere Equipagen den Fenstern vorüber.

Madelon flog auf das Fenster zu.

"Du bekommst Besuch, Henry, gerade zu rechter Zeit. Ich werde jetzt Jemand von Deinen Freunden fragen, ob es passend ist, daß ein Bräutigam seine Braut in der ersten Stunde des Wiedersehens mit Vorwürfen überhäuft. . ."

"Schweig!" unterbrach Henry sie. "Das wirst Du nicht thun, Madelon," fügte er drohend hinzu, "ich verbiete es Dir."

XIII.

Leokadie athmete erleichtert auf, als die Räume des Schlosses sich mit dem benachbarten Adel zu füllen begannen, der es sich nicht hatte nehmen lassen, an Henry's Geburtstag persönlich zu erscheinen.

„Dieses Mal ohne Einladungskarten,“ sagte Seefeldt aus Lara lachend und Henry beide Hände schüttelnd.

Otto aus Lievenhof war ebenfalls gekommen, aber er wanderte unruhig umher und sah sich beständig um.

Im Speisesaal traf er die junge Baronesse, Sie hatte auf einen Augenblick die Tante verlassen und lehnte jetzt kraftlos an einem Thürpfeiler. Ihr Gesicht war bleich, die Augen waren geröthet.

Otto Seefeldt schritt auf sie zu und sah sie lange und freundlich an, Leokadie senkte den Kopf, zum ersten Mal war ihr der Blick Otto Seefeldt's nicht gleichgiltig.

Unterdessen hatte sich Henry in sein Zimmer begeben, er wollte einen Augenblick allein sein, ehe er sich in den Saal zu seinen Gästen zurückbegab. Es war dunkel in seinem Zimmer. Henry stützte den Kopf auf die Hand, ein Wunsch, ein Gedanke regte sich in seinem Innern: Viola möchte genesen!

Während er so still an seinem Schreibtisch in dem dunkeln Zimmer saß, traf ein Geflüster sein Ohr. Es drang zu ihm aus dem nur durch eine Portiäre getrennten Nebengemach.

Es war Madelons Stimme, die der Baron unterschied.

„Bald bin ich die Frau des reichen Baron Teria, aber mein Loos wird kein beneidenswerthes sein an der Seite dieses strengen, kalten Pedanten.“

„Wie soll ich Sie trösten, Comtesse?“ fragte Lewsky's Stimme zurück, „wenn diese Heirath Ihr eigener Wille ist?“

„Es ist eine Vernunftesche, ich muß dieselbe eingehen.
Ach, Lewsky! sonst. . .“

„Comtesse!“ sagte ihr Begleiter leise und doch voll Leidenschaft. „Wenn Sie frei wären. . .“

Die Portiére schlug zurück und Henry stand auf der Schwelle des durch eine blaue Ampel matt erleuchteten Zimmers.

Ohne ein Wort zu sprechen, trat er auf seine Braut zu.

„Du bist frei!“ sagte er, als er dicht vor ihr stand.

„Run und immer! Wir haben uns verlobt in einer Zeit, da wir beide sehr jung waren und sehr unerfahren. Es war eine Thorheit, die ich damals beging. Längst glaubte ich unser Verlöbniß gelöst, Deine Mutter und Du, Ihr schient es anders aufzufassen. Gleichviel! mein Gewissen rechtfertigt mich, wenn ich hiermit ein Verhältniß löse, in dem weder meine Neigung noch die Deinige mitspricht.“

Madelon, die einen Augenblick unbeweglich dagestanden, warf entschlossen den Kopf zurück.

„Es ist auch viel besser so. . .“ Sie wollte weiter reden, da eilte die Gräfin herbei, hastig mit rauschender Schleppe.

Sie hatte aus dem anstoßenden Speisesaal Henry's Worte gehört, so schnell schon ging ihre böse Ahnung in Erfüllung, so nahe dem Ziel und nun sollte die heiß-ersehnte Partie ihr dennoch entchlüpfen — die Welt wußte von dem wieder angeknüpften Verhältniß, die Gräfin selbst hatte dafür gesorgt und nun?

Die Augen der Gräfin funkelten vor Zorn.

„Sie beschimpfen Ihre Vorfahren, die ritterlichen FERIA's, Herr Neffe, wenn Sie in so schändlicher Weise Ihr gegebenes Wort brechen!“

Sie drehte ihm zornig den Rücken, aber das Gewissen der Weltdame war doch noch nicht ganz

abgestorben, eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß das die Strafe war für ihr Intriguenspiel, den FERIA's gegenüber.

Henry war bei der von der Gräfin gegen ihn erhobenen Anklage mit einer stolzen Bewegung zurückgetreten. Er war vollkommen ruhig.

„Gräfin,“ sagte er, „ich könnte Ihnen viel sagen, aber mein Gefühl sträubt sich gegen jede Auseinandersetzung! Leben sie wohl!“

Er verließ das Zimmer. Madelon und die Mutter waren allein, denn LEWSKY hatte sich schon bei Beginn der Familienscene entfernt. Einen Augenblick sah Madelon die Mutter verwundert an.

„Ich habe LEWSKY gesagt, daß Henry ein kaltherziger Pedant ist, der mich quälen wird, worauf LEWSKY mir erwiderte, daß er es gern sehe, wenn ich frei wäre. Du weißt, der arme Mensch stirbt für mich.“

„Und Henry war im Nebenzimmer.“ Die Gräfin ballte zornig die Hand.

„Es ist Deine Schuld, Mama,“ fuhr Madelon fort, „daß Alles so gekommen ist. Du warst es zufrieden, daß ich mein Verlöbniß mit Henry als gelöst betrachtete, als man uns erzählte, der junge FERIA sei im Begriff, sich zu ruiniren. . .“

„Zufrieden? Die Nachricht schmetterte mich nieder.“

„Eben darum konntest Du nicht anders, als zufrieden sein, daß das Verhältniß mit den FERIA's nicht mehr bestand. Da hörten wir, daß Henry Umkehr gehalten, und zwar — wie es hieß — auf einen von LEOKADIE's weinerlichen Brief hin, den sie ihm aus dem Fräuleinstift schrieb, und daß der bodenlos leichtsinnige Student sich ganz plötzlich nach Herthaburg zurückgezogen und daselbst als Landwirth lebe. Noch immer war keine Rede von der Aufrechterhaltung meines Verlöbnißes! Als man uns aber aus sicherer Quelle

berichtete, daß der leichtsinnige, junge Baron völlige Umkehr gehalten und durch gute Wirthschaft und ein ganz solides Leben einer glänzenden pekuniären Zukunft entgegen sehe — da bestandest Du darauf, mit den FERIA's wieder anzuknüpfen. Ich hätte Dir damals nicht nachgeben sollen, Mama."

Die Gräfin war auf ein Sofa gesunken. „Ach, es war ein Lieblingsgedanke."

Madelon zuckte die Achseln. „Möglich, aber nebenbei war es Dir auch sehr um den Reichthum der FERIA's zu thun. Ich begreife Dich gar nicht. Ist LEWSKY nicht auch reich, wenn er sein Erbe antritt, was, wie Du weißt, nahe bevorsteht."

„LEWSKY! Du vergißt, daß Du eine Gräfin bist, Madelon!"

Die junge Dame protestirte lebhaft. „LEWSKY ist von altem Adel und seine Verwandten sind mindestens ebenso aristokratisch, wie die FERIA's. Henry hätte mir das Leben verbittert, ich wäre umgekommen in der Einsamkeit und der tödtlichen Langeweile dieses Schlosses!"

Sie riß bei diesen Worten heftig das Fenster auf.

„Komm, Mama, laß uns in die Gesellschaft gehen! Ich brauche Menschen und einen erleuchteten Saal! Ich freue mich auf die stupiden Gesichter all' dieser simplen Landjunker und Fräulein, wenn ich ihnen erzähle, daß Henry FERIA und Madelon d'Arbigny Better und Cousine bleiben ihr lebenslang."

„Wie, Madelon, Du wolltest?"

„Aber gewiß. Ich mag das Ernsthafte, das Pathetische nicht und nehme lieber die Dinge von ihrer komischen Seite."

Die Gräfin blickte forschend auf ihr kluges Töchterlein. War das nicht am Ende die allerbeste Art, sich möglichst schadlos aus der Affaire zu ziehen?

Unterdeſſen hatte Henry ſich in den Speiſeſaal begeben. Leokadie ſtand noch immer an dem Thürpfeiler gelehnt, an derſelben Stelle, da Otto Seefeldt ſie verlaſſen.

Henry ſchritt auf ſie zu, umfaßte ihr Haupt mit beiden Händen und küßte ſie auf die Stirn.

„Vielleicht erfüllt ſich noch in der elſten Stunde der Traum meines Lebens,“ ſagte er leiſe, „denn ſiehſt Du, Leokadie, ich habe immer von einer holden Psyche geträumt, mit engelreiner Seele.“

Sogar in meiner Studentenzeit habe ich dieſes Ideal mit mir herumgetragen. Unlängſt habe ich es gefunden, aber nicht gewagt, die Hand danach auszuſtrecken. . . . Jeder Augenblick nun kann mir mein geliebtes Ideal entreißen.“

Leokadie ſah bewegt empor, ſie wollte etwas erwidern, da trat ganz unerwartet Doctor Karr ein.

Er war aufgereggt und flüſterte Henry einige Worte zu.

Der Baron fuhr zurück. „So ſpät!“ rief er entſetzt.

Angſtvoll und flehend ruhte der Blick des Doctors auf ſeinem Antlitze, dann zog er ihn mit ſich fort.

„Sie verlangt nach Ihnen, aber wer weiß, wer weiß, ob Sie ſie noch bei Beſinnung treffen.“

XIV.

„Es waren zwei Königsfinder“ —

Vor der Thür harret der Wagen des Doctors, die raſche Fahrt geht dem See entlang, wie im Fiebertraum ſieht Henry die entblätterten, troſtloſen Wälder an ſich vorüberfliegen, zu ſeinen Füßen ſäumt der See und der Herbſtwind ſegt raſchelndes Laub auf.

„Doctor,“ unterbricht Henry das Schweigen, „retten Sie ſie und mich.“

„Baron Feria!“ ſeufzt Doctor Karr, „nicht der Arzt vermag zu retten, eine höhere Macht entſcheidet über Leben und Tod.“

Henry nickt mit dem Kopfe.

„Ja, Doctor, Sie haben recht, es giebt eine höhere Macht, die die Geschicke der Menschen leitet, auch mein Geschick.“

Der Wagen hält vor der Thür der Villa.

Wenige Minuten später steht der Baron an Viola's Krankenlager.

Er beugt sich zu ihr nieder und streichelt ihr fieberheißes Köpfchen, während Karr sich leise entfernt.

„Viola, mein süßes Kind, ich war Deiner nicht werth, darum läßt es Gott nicht zu —“

Erschöpft hält er einen Augenblick inne, dann fährt er fort: „Und müssen Abschied nehmen, mein Lieb, so sieh' mich nur noch einmal an.“

Viola schlägt die sterbenden Augen auf.

„Henry,“ sagt sie leise, schon in halber Verklärung.

Zum letzten Mal sieht Henry in die märchenhaft schönen Augen Viola's, ehe sie sich für immer schließen. Viola's Züge sind wie verklärt, ein Lächeln schwebt um ihre Lippen, sie ist todt.

XV.

Es ist Morgen geworden, ein köstlicher Morgen, trotz der lebensfatten Rosen und der blassen Sonne, die abschiednehmend den Park und die Treppe bescheint.

Die Säle von Herthaburg sind leer, wie ausgestorben, die Gäste verslogen; nur zwei Menschen wandeln Hand in Hand umher:

Leofabie und Seefeldt.

Ein Schimmer unendlichen Glückes liegt auf Seefeldt's Zügen, die Augen der jungen Baronesse blicken gerührt, von heftigem Weinen sind sie geröthet und geschwollen.

„Leofabie,“ sagt Herr von Seefeldt, „willst Du mir wirklich Dein junges Leben weihen?“

„Ich will mein Leben Dir weihen.“

Sie horcht auf, ein müder Schritt wird hörbar, Henry tritt ein. Er sieht fürchterlich bleich und angegriffen aus.

Leokadie wirft sich mit Ungestüm an seine Brust.
„Doctor Karr hat uns Alles erzählt,“ sagt sie,
dann löst sie die Arme von seinem Nacken und eilt
schluchzend in eine Ecke des Zimmers.

Seefeldt drückt dem Freunde in tiefer Bewegung
die Hand.

„Für mich,“ sagt der Baron, „gibt es nur eine
Hoffnung.“

XVI.

„O, träumte ich den süßen Traum.“

„Einzige Hoffnung!“ denkt Henry Feria, als er
einige Wochen später auf dem Serthaburg'schen Kirchhof
steht.

Wie wäre wohl sonst der Gedanke zu ertragen,
daß es wirklich das „Blaublümlein“ war, das da
unten, neben dem jetzt völlig entlaubten Flieder schlummerte.

Frau von Rödewitz hat ihr Kleinod auf deren
eigenen Wunsch und Henry's Bitte in Serthaburg
begraben lassen.

Mit brechendem Herzen sieht Henry auf das weiße
Marmorkreuz, das den Namen trägt: Viola v. Rödewitz.
Dann geht er zwischen den Gräbern der einfachen
Landleute umher, aber er kehrt nach kurzer Zeit wieder
zu Viola's Grab zurück und freut sich, daß die letzten
Sonnenstrahlen dasselbe so lieblich bescheinen.

Es wird später; ein kühler Wind weht über den
einsamen Kirchhof und fährt über das trockene Laub,
daß es leise und melancholisch ringsum rauscht.

Ein leidenschaftliches Verlangen, unten in kühler
Erde neben dem todten Liebchen zu ruhen, ergreift den
Baron, aber er bezwingt es und wendet sich von der
geliebten Stelle.

Nach wenigen Schritten ist er unten am See, vor
den blauen fluthenden Wellen. . . .

Dort bleibt er stehen.

„Du hast mich verlassen, mein lieber Schatz,“ spricht er leise vor sich hin. „Aber wir werden uns wiedersehen. Dieser Gedanke muß mich trösten.

Welch' eine stürmische Meerfahrt des Lebens!“ denkt er weiter, „und ich hatte mich von der Lebenssonne immer mehr entfernt, bis die Tage schon kürzer wurden und die Farben matter. — — —“

Der Wald, der den Gemeinde-Gottesacker umgiebt, ist in kühle Schatten getaucht, die blätterlosen Bäume beugen sich in dem Winde, aber strahlend ist die Sonne hinabgesunken. Feria's Blick verliert sich in den lichtrothen Horizont, dann wendet er sich von dem bewegten Wasser und schlägt den Weg nach dem Schlosse ein. Als er an den Kirchhof kommt, wird es ihm schwer, vorüberzugehen, einen Augenblick denkt er wieder: O träumte ich den süßen Traum! aber dann rafft er sich auf und reißt sich los..

Zum Schluß sei ein Gedicht erwähnt, das sich in seines Lieblings kleiner Bibel, die Henry als einziges Andenken von Frau v. Rodewitz erhalten, gefunden:

„Wenn Du auf weiter Erde
Verlassen und einsam bist
Und nur im Traum der Nächte
Mein Geist Dich leise küßt.

Dann komm zu meinem Grabe,
Von Rosen und Flieder umlaubt,
Und neig' auf kühle Gräser
Das heiße, müde Haupt.

Ein Sträußchen duft'ger Blumen
Bringst Du vielleicht mir mit,
Mich weckt aus tiefem Schlummer
Dein lieber bekannter Schritt.

Was Du erlebt, das Kleinste
Mußt Du erzählen mir,
Und ich will Dir erzählen,
Was ich geträumt von Dir.

Wenn dann der Abend gekommen
Und Stern auf Stern erwacht,
Dann wünschen wir uns leise
Und heimlich: gute Nacht!

Du gehst getröstet nach Hause
Im Abenddämmerchein
Und unter meinen Blumen
Schlaf ich dann wieder ein.“

Druckfehler-Berichtigung.

Seite	13,	Zeile	20,	lies	statt	per dépit	—	par dépit.
"	14,	"	22,	"	"	Borons	—	Barons.
"	18,	"	3,	"	"	Nachtigal	—	Nachtigall.
"	34,	"	29,	"	"	Sinnen	—	Scenen.
"	45,	"	7,	"	"	feierspeiend	—	feuerspeiend.
"	50,	"	18,	"	"	done	—	done.
"	77,	"	10,	"	"	présème	—	présence.
"	83,	"	30,	"	"	Brief	—	Briefen.